

Revolution in Tokyo (26. 2. 1936)
und
Erwerb des Grundstücks in Ninomiya

Japan ist ein Land der Gegensätze, und das erklärt, warum in schriftstellerischen Arbeiten der Ausländer das Urteil über Land und Leute häufig schwarz-weiß gefärbt ist. In Natur und Klima zeigen sich zwischen Nord und Süd starke Widersprüche und Gegensätze. Über den steil ansteigenden grünen Hügeln und Bergen, über den vielen zauberhaft schönen Meeresbuchten strahlt eine alles verklärende Sonne und ruht in durchsichtiger klarer Luft heiterer Friede und frohstimmende Anmut. . . . Unversehens aber ändert sich das Bild grundlegend, und Unruheelemente unterbrechen mit plötzlicher Heftigkeit die scheinbare Ruhe. Alljährlich stürmen im Herbst Taifune übers Land, besonders im südwestlichen Teil des Inselreichs, verursachen Erdbeben, schwere Schäden an den Wohnplätzen der Menschen, und Unfälle. Gebirgsbäche werden zu reißenden Strömen, Überschwemmungen vernichten die Felder, und häufig genug zittert das Land unter unheimlichen Erdstößen, und endlich brechen von Zeit zu Zeit die Vulkane aus und versetzen die nahwohnende Bevölkerung in Angst und Schrecken.

Vielfach ist schon von fremden Beobachtern darauf hingewiesen worden, daß das Wesen der Japaner mit diesen klimatisch wechselvollen Verhältnissen übereinstimmt. Mögen solche Einflüsse auch das Rätsel der gewissen Menschenform nicht eindeutig bestimmen, so bestehen doch auffallende Beziehungen zwischen der Natur des Landes und seinen Bewohnern. Zurückhaltung und Gelassenheit des Japaners verkehren sich dann ins Gegenteil. Ruhiger und gemessener Betrachtung zugelegte Menschen, die für gewöhnlich Gefühlsäußerungen dämpfen oder unterdrücken verlieren plötzlich Fassung und Haltung und werden heftig, zornig und bisweilen geradezu wild.

Das Parlament in Tokyo liefert hierfür unter den zunächst steif, zeremoniell und würdig auftretenden Mitgliedern Beispiele genug. Politische Gegnerschaft verführt oft die hiesigen Men-

schen, entgegen ihren weithin gezeigten Bestrebungen sich zu verständigen und Kompromisse zu schließen, zu gewalttätigem Vorgehen. Attentate auf führende Persönlichkeiten haben sich zu allen Zeiten der japanischen Geschichte ereignet, und die Beseitigung eines mißliebigen und für anfechtbar gehaltenen Gegners in der Politik ist das oft angewandte Mittel, einer Gruppe im Volk zum Erfolg zu verhelfen.

Seit Beginn der 30er Jahre zeigte sich ein immer wachsender Einfluß des Militärs auf die Politik. Der Erfolg, den die Armee mit ihrer Taktik direkter Aktion im mandschurischen Konflikt gehabt hatte, machte einen starken Eindruck auf die Bevölkerung, die der patriotischen Strömung zur Expansion und Machterweiterung, vertreten durch das Militär, willig, wenn nicht gar begeistert folgte und die Kabinettpolitik liberal oder zum mindesten maßvoll eingestellter Regierungsvertreter bloßstellte. Die vom Militär geschürten Gegensätze zu Amerika und den Westmächten, die dem Vordringen Japans in China und der übrigen asiatischen Welt Zügel anlegen wollten und der die Regierung im Bestreben zu internationaler Verständigung besänftigend entgegentrat, trugen unausgesetzt zur Verschärfung der Stimmung in der Armee bei. Die Regierung hatte zwar — ungefragt — mißmutig das mandschurische Wagnis billigen müssen, war aber offensichtlich nur mit halbem Herzen dabei. Heißsporne der Militaristen griffen zu dem immer angewandten Mittel des Attentats und ermordeten kurzerhand im Jahre 1932 den damaligen Ministerpräsidenten Inukai. Der erfahrene Staatsmann Saito, zur Zeit des Marineskandals Marineminister, wurde Premierminister und versuchte als Angehöriger der Militärpartei Kompromisse mit den leidenschaftlichen Anhängern des Militärs herbeizuführen und sie zu beruhigen, aber Kabinett und Parlament verloren unter dem steigenden Einfluß der Militaristen immer mehr an Ansehen. Es fehlte an Männern, die sich entschlossen der Militärpartei entgegenstellten. Noch war das Volk als Ganzes nicht für die Sache des Militärs gewonnen, und die breite Masse glaubte nach den wirtschaftlichen Erfolgen der letzten Jahre auf den Weltmärkten immer noch, mit einem liberal-demokratischen Parlament die Oberhand gegen die einseitige militärische Führung zu behalten. In den Parlamentswahlen von Anfang 1936 kam die Volksmeinung zu entscheidendem Austrag. Die Wahlen brachten ihr einen überwältigenden Erfolg, und die Wendung zu ungestörter Fortführung einer Politik der Wirtschaft und des internationalen Zusam-

mengehens schien sich anzubahnen. Das war für die Armee das Signal zum Gegenschlag. Während besonnene Generäle zur Mäßigung mahnten, riefen jüngere Offiziere ihre Truppen zum Sturm gegen die Regierung auf mit dem Ziel, die angeblich antinationale, von einem dem altjapanischen Samuraitum verhaßten Geschäftsgeist geleitete Regierung zu stürzen und das Kabinett unter die Führung des Militärs zu bringen. Attentate leiteten den Aufstand ein. Premierminister Okada entging infolge einer Verwechslung wie durch ein Wunder der Ermordung, aber General Watanabe, führende Persönlichkeit im Erziehungsamt, sowie zwei altehrwürdige Staatsmänner, Finanzminister Takahashi und Admiral Saito, der am Kaiserlichen Hof den Ehrenposten als Großsiegelbewahrer innehatte, fielen den Angreifern zum Opfer. Die Truppen versuchten, sich der Regierungsbürokratie zu bemächtigen, errichteten Barrikaden, und Artillerie- und Gewehrfeuer erfüllte die Straßen von Tokyo. Vergeblich versuchten besonnene Männer, die revoltierenden Truppen zur Besinnung zu bringen. Es half nichts. Die Regierung mußte daher eilends loyale Regimenter aus Utsunomiya gegen die hauptstädtischen Truppen zum Kampf ansetzen.

Als ich am Morgen des 26. Februar 1936 mit der Bahn von Yokohama nach Tokyo fuhr, machte sich schon unterwegs unter den Mitfahrenden große Erregung bemerkbar. Kurz vor Tokyo vernahm man Geschützdonner. Der Zug blieb stehn, wir mußten aussteigen und nach Yokohama zurückfahren. Unklare Gerüchte sprachen von einer Revolution, vom Bürgerkrieg, und überall sah man angsterfüllte Menschen, die wie wir Ausländer vom Ausbruch der Volksleidenschaft völlig überrascht waren.

In Tokyo wurde der Belagerungszustand verhängt. Jeder Verkehr mit der Hauptstadt hörte auf, aber schon nach 2,3 Tagen war der ganze Spuk, wie er gekommen war, verflogen. Unter dem starken Druck der regierungstreuen Truppen erlahmte der Widerstand der Revolutionäre und brach in wenigen Tagen zusammen. Die Rädelsführer mußten sich ergeben, wurden festgenommen und schwer bestraft.

Die Regierung schien einen vollen Sieg errungen zu haben, aber ihre innere Schwäche war geblieben. Das Kabinett unter Leitung des maßvollen Fürsten Konoye versuchte, der zivilen Regierung stärkeren Halt gegen die Militärpartei zu verleihen, doch wie überall in der Welt blieben Milde und Nachsicht gegenüber einem von äußerster Entschlossenheit getriebenen Gegner wirkungslos. Die Militaristen setzten systematisch ihre Auf-

wiegelung der Massen fort. Ihr Kampf ruft gegen Internationalismus, ausländische Beeinflussung, Kapitalismus und Demokratie, Kolonisationspolitik der Westmächte usw. Mit diesen und andern billigen Schlagworten wurde das Volk betäubt. Altjapanische Tugenden und der Anspruch auf die Vormachtstellung Japans in Asien, Aufrufe gegen unzulässige Behinderung durch die Westmächte, hauptsächlich durch Amerika, auf der Bahn des großen "Kaiserlichen Weges" zur Führerstellung im Pazifik und in Asien: alles das führte zu einer allgemeinen Antifremdenhaltung und einer Abkehr vom bisherigen Zusammenwirken mit den Westmächten. Wir bekamen alle den neuen Geist, den die Armee im Volk zu verbreiten wußte, zu spüren und hatten besonders unter zunehmender Spionagefurcht der Japaner zu leiden. In dieser Zeit konnte kein Ausländer mehr auf Ausflügen an beliebte Orte an der Küste eine Kamera bei sich tragen, ohne von Spitzeln der Polizei belästigt zu werden, und harmlose Zeichnungen schöner Landschaften wurden kassiert, so daß niemand mehr Bleistift und Notizbuch unterwegs zu zücken wagte. Es war klar, daß die Militaristen trotz der gescheiterten Revolte vom Februar bald wieder Oberwasser haben würden. Die Entwicklung mußte ihnen über kurz oder lang die Staatsleitung in die Hand spielen. —

Wir hatten uns seit langem mit dem Gedanken getragen, abseits von Yokohama an der überall schönen Küste Japans ein Ferienhaus für Vorsommer und Herbst zu bauen, wo ich schwimmen und meine Frau ungestört und unbespitzelt würde skizzieren und malen können. Nach sorgfältigem Abtasten der Küste von Kamakura aus westlich bis Odawara vorm Hakonegebirge fanden wir ein unsern Wünschen in jeder Beziehung entsprechendes Gelände auf einer Düne vor der Sagami-bucht bei Ninomiya, das im Gegensatz zu den Yokohama nähergelegenen Küstenplätzen durch hohe Gebirgszüge gegen kalte Nordwinde abgeschirmt war. Es gelang mir, ein Grundstück von über 3000 qm auf einer dem Strand zu sich abwärts senkenden Düne zu erstehen. Im Hintergrund standen hohe vom Wind zerzauste und verkrümmte Kiefern. Erhebliche Anpflanzungen würden nötig sein, um das Grundstück in einen Garten zu verwandeln, aber seine völlig isolierte, ruhige und staubfreie Lage hatte es uns angetan, und bald konnten wir dem jungen deu-

tschen Architekten Petzold die Ausarbeitung genauer Pläne nach ersten eigenen Entwürfen meiner Frau in Auftrag geben.

Bis auf die vorerwähnte schärfere Kontrolle ging das Leben der Ausländer vorläufig seinen gewohnten Gang, und auch der Handel mit dem Ausland wurde erfolgreich fortgesetzt. Mein Büro hatte damals besonders viel mit der Bearbeitung deutscher Erfindungen zu tun, denn die japanische Industrie bemühte sich steigend um Lizenzen auf die Errungenschaften der deutschen Technik. Unser Rechts- und Patentbüro beschäftigte damals insgesamt 25 Leute, und wir mußten uns ranhalten, um die sich häufenden Aufträge aus der Heimat ordnungsmäßig zu bewältigen.

Mein Sohn Adi hatte nach glücklich beendeten vieljährigen Studien in der Chemie und Technik nun auch seinen Dr.-ing. gemacht und sollte nach einer gewissen Erholungszeit bei der IG in Ludwigshafen als Chemiker anfangen. Zur Vorbereitung auf sein Berufsleben luden wir ihn zu ausgiebiger Beratung über damit zusammenhängende Fragen zu uns nach Japan ein. Wir waren in Chuzenji, als er über Sibirien Ende Juli 1936 in Yokohama ankam. Ich war vom Gebirge hinuntergeeilt, um ihn abzuholen und mußte gleich alle seine kleinen Erlebnisse und Verdrießlichkeiten von unterwegs anhören. In Warschau war gegen alle Erwartung seine Barschaft in amerikanischen Noten beanstandet worden. Er mußte bei Behörden und Banken herumjagen und schließlich noch Geld deponieren, um später polnische Noten dafür einzulösen. Doch war er guter Dinge, und wir fuhren tags darauf in unserm Mercedes nach Chuzenji, wo meine liebe Frau zu seinem Empfang den Hauseingang mit einer Girlande und einem Kranz mit der Inschrift "Zum Willkommen meinem Herzensjungen" geschmückt hatte. Wir verlebten am See bei bester Witterung einige schöne Sommerwochen, machten Ausflüge, ruderten und schwammen und ließen unsern Sohn sich einem Trupp Deutscher anschließen, um den Fuji zu besteigen. Auf diese Bergfahrt, von der er lustig zu erzählen wußte, sollte eine Reise nach Peking folgen, zu der wir beiden Alten uns Ende September mit dem Herrn Sohn nach Osaka begeben wollten, um von dort mit einem Dampfer der Osaka Shosen Kaisha nach Taku zu fahren.

Vor dieser Reise besichtigten wir gemeinsam unser Grundstück und den schon bis zur Auslegung der Fundamente vorangetriebenen Hausbau in Ninomiya. Die wundervolle Aussicht übers Meer, das nach einem Taifun heftig brandend über den

Strand heranrollte, bereitete uns großes Vergnügen. Kühn wollten wir uns in die Wogen stürzen, schreckten aber vor der hohen Brandung zurück. Meine Frau atmete erleichtert auf, als wir ungebadet die Düne wieder hinaufstiegen. Wir wären ihr, sagte sie, von oben betrachtet, vor den hohen Wellen so klein wie Zwerge erschienen.

Reise nach Peking (Herbst 1936)

Die dreitägige Dampferfahrt nach Taku auf dem recht komfortablen japanischen Schiff verlief vergnüglich. Von Taku ging die Reise per Bahn nach Tientsin weiter, wo uns mein alter Kriegskamerad und Kollege Dr. Edu Will freundlich empfing und uns nach einem guten Mahl zum Zug nach Peking begleitete.

Nach vierstündiger Fahrt in dem modernen D-Zug landeten wir in der alten chinesischen Hauptstadt Peking und bezogen reservierte Hotelzimmer in dem weltbekannten Hotel Waggon-Lits. Das Hotel liegt innerhalb des ausgedehnten "Legation Quarters", in dem nicht nur die fremden Gesandtschaften und ihr Stab residieren, sondern auch der größte Teil der ausländischen Geschäftswelt seine Läden und Speicher hat, so daß die Fremden hier wie in einer Enklave getrennt von den Chinesen leben.

Peking, die Stadt der Wunder, nahm uns auf. Die eingehende Betrachtung der übervielen Bauwerke und Tempel begann. Sie waren meiner Frau von ihrem halbjährigen Aufenthalt 1914/15 genau bekannt. Sie frischte ihre Erinnerungen aus jener aufregenden Zeit auf und konnte uns vieles zeigen. Auch Herr Schick, der Vertreter der Firma unsres Tokyo-Freundes Paul Schmidt, der die Filiale unter dem Namen Schmidt & Co. leitete, bewährte sich als wohlunterrichteter Führer. Wohltuend empfanden wir überall die Weite, die großzügige Anlage der Bauten, Straßen, Plätze, Tore etc. gegenüber Japan. Selbst Tokyo erschien uns klein und eng. Auch das gewiß große Areal des Kaiserpalasts mit seinen niedrigen und architektonisch wenig imposanten Baulichkeiten kann sich nicht mit der Großartigkeit der "Verbotenen Stadt" messen, wo ein Palast sich an den andern reiht und Tage nötig sind, die Schönheit dieser Bauwerke aus der großen Kaiserzeit Chinas ganz in sich aufzunehmen. Durch die Lektüre historischer Darstellungen gut vorbereitet, genossen wir immer aufs neue entzückt alle diese Herrlichkeiten, die Buntheit der Farben, die schön geschwungenen Dächer mit den typischen Zierarten aus Stein, Metall und Steingut. Vom Kohlenhügel innerhalb der Verbotenen Stadt schweift der Blick über Peking hinaus in blaue lichte Fernen.... Der Kohlenhügel ist

aus einem Berg aufgehäufter Kohlen für einen zu erwartenden besonders kalten Winter entstanden. Sie waren nicht gebraucht worden, und der "Berg" hatte sich allmählich mit Grün überzogen. Ihm gegenüber, außerhalb der Verbotenen Stadt, lag auf einer Höhe ein besonders schöner Tempel, zu dem wir in den nächsten Tagen hinaufstiegen. Auch von dort hatte man einen weiten Blick ins Land.

In der Verbotenen Stadt waren alle Paläste leer. Ein großer Teil der unvergleichlichen chinesischen Kunsterzeugnisse: Gemälde, Bronzen, Porzellan usw. waren zur Zeit der Boxerkämpfe in die Hände raubgieriger Ausländer gefallen. "Looting" war die große Losung gewesen. In der Residenz des englischen Gesandten Sir Claude MacDonald, des einstigen Verteidigers des "Legation Quarters", hatte ich in den ersten Jahren meiner Gesandtschaftszeit in Tokyo zahllose chinesische Kunstschatze aus den Palästen der Verbotenen Stadt zu bewundern Gelegenheit gehabt. Heute fand man nur noch in den Kunstläden Pekingens spärliche Reste aus der Blütezeit des chinesischen Kunstgewerbes.

In Japan bewundert man auch viele eigenartige künstlerisch vollkommene Leistungen in der Malerei, die zu besonderer Blüte gelangten Farbholzschnitte aus alter Zeit, die Holzschnitzereien, Lack- und Cloisonné-Arbeiten und vieles andre mehr — hier in China und besonders in Peking als dem Hochsitz des Kunstgewerbes wehte einen aber der Atem der schöpferischen Kraft aus der Seele des Volkes an, die in so vielem die japanische Kunst inspiriert hat. Hier waren auch Zweige des Kunsthandwerks beheimatet, die Japan nicht aufgenommen hatte, z.B. die hochentwickelte Teppichweberei, von der noch Reste vorhanden waren, sodann die farbenprächtigen unübertrefflich schönen gestickten Wandbehänge, die zarten mannigfachen Spitzengebilde von hohem künstlerischem Wert, in jahrelanger mühseliger Arbeit von fleißigen Frauenhänden angefertigt und heute zu Spottpreisen überall erhältlich.

Eine der großartigsten Sehenswürdigkeiten Pekingens ist der außerhalb des Stadtgetriebes in einem Hain gelegene wundervolle Himmelstempel. Seine Schönheit zu beschreiben ist mir nicht möglich. Ich kann nur andeuten: eine lange Zugangsstraße aus glänzend weißem Marmor mit ebenso kunstvoll aus Marmor gestalteter Balustrade zur Rechten und zur Linken führt, sich stufenweise erhebend, allmählich aufwärts zum Haupttempel, der mit seinen dreifachen Dächern und einer Kuppel die ganze

Anlage überragt. Vor ihm liegt in feierlicher Stille der große Himmelsaltar.

Der Haupttempel mit seinen blauen Dächern umschließt eine leere aber höchst eindrucksvolle domartige Rotunde. Er ist im Jahre 1420 erbaut und nach drei Jahrhunderten gründlich renoviert worden. Der Bau verrät das hohe architektonische Können der alten chinesischen Baumeister, das sich auch an den Mauern und Toren der Stadt überall zeigt. Vor diesem Tempel wurde auf dem Altar des Himmels einmal im Jahr nach feierlichem Ritus im Beisein des Hofes und des Adels der Segen des Himmels für Landwirtschaft und Gewerbe vom Kaiser im Gebet erfleht, wobei Rinder in sakraler Weise geopfert wurden.

Beim Hinuntersteigen vom hochgelegenen Tempel wendet sich der Blick oft zurück, um sich das unvergeßliche Bild für immer tief einzuprägen.

Die Luft war klar und trocken, und heller Sonnenschein lag über der ausgedehnten Anlage des Himmelstempels, von dem wir im Bewußtsein schieden, daß die Welt ihm nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen hat. —

Was wir sonst an interessanten Bauten in Peking gesehen haben will ich nicht schildern. Man kann ein ganzes Jahr damit zubringen, die erstaunlichen Bauwerke der vergangenen Kaiserzeit zu studieren. Erwähnt sei nur noch, daß wir natürlich auch den Sommerpalast, sieben Meilen vor den Toren Pekings gelegen, besuchten und uns an seiner schönen Lage an einem flachen See und seinen Tempeln erfreuten. Sein großes Areal ist wie so viele Paläste, Tempel und Häuser von Mauern und Toren umschlossen und birgt eine Fülle interessanter Bauwerke. Hier pflegte die Kaiserin-Witwe Tzu Hsi, die um die Jahrhundertwende die Geschicke des Landes in starken Händen hielt, zwischen Strenge und Milde wechselnd Hof zu halten.

Wir hatten zwar nur einen Einblick in die ehrwürdige Kultur Chinas gewonnen, der uns aber mit tiefer Achtung und hoher Bewunderung bleibend erfüllte. —

Nach 2-3 Wochen in Peking reisten wir nach Shanghai weiter. Wir besuchten unterwegs unsere Freunde Wills in Tientsin und verlebten mit den beiden, mit denen ich nach der Kriegsgefangenschaft auf der "Nankai Maru" heimgekehrt war und mit den zwei nun zu Jünglingen herangewachsenen Söhnen angeregte Stunden. Über Nanking, wo der Zug auf einer Fähre den Yangtsekiang überquert, kamen wir nach zwei Schlafwagnächten in Shanghai an. Hier gab es einige Schwierigkeiten, da

unser im Zug expedites großes Gepäck noch nicht ausgeladen war. Wir wohnten im Cathay Hotel und trafen das uns befreundete Ehepaar Flamme, deren Hochzeit wir einst in Karuizawa mitgefeiert hatten. Flamme, früherer Bayer-Mann in Yokohama, arbeitete jetzt bei der DEFAG. Wir merkten bald, daß Japan in Shanghai in schlechtem Ruf stand und man dem Inselreich feindlich gesonnen war. Die japanische Flotte hatte 1934 Shanghai schwer beschossen und zahlreiche Gebäude zerstört. Die zertrümmerten Straßen hielten das Gedächtnis an den Angriff der Japaner und die tiefe Empörung gegen sie wach.

Meine Frau wollte gern eine Zeitlang in Shanghai bleiben, um Einkäufe zu machen und das Großstadtleben zu genießen. So fuhr ich nach wenigen Tagen des Zusammenseins mit meinem Sohn heim. Adi sollte nach kurzem Verweilen in Yokohama einige Wochen die Vereinigten Staaten bereisen, um mit erweitertem Blick im Januar 1937 seine Arbeit bei der IG aufzunehmen. Ich hatte in häufigen Gesprächen versucht, ihm den Rücken zu stärken und Mut für seinen Start als Chemiker in der Stickstoff-Fabrik von Oppau zu machen. Ich gab ihm manchen väterlichen Rat mit auf den Lebensweg und verwies ihn an mir befreundete Leiter der "Bändischen", die ihm in der Folgezeit auch freundschaftlich zur Seite gestanden haben.

Das Jahr 1937

Gesund und fröhlich kehrte meine Frau vor Weihnachten 1936 aus Shanghai zu mir zurück. Das vergangene Jahr hatte uns mancherlei Aufregungen, aber auch erfreuliche Ereignisse gebracht. Nach einem echt deutschen gemütvollen Weihnachtsfest im Kreis der alten Freunde schritten wir mutig und hoffnungsvoll ins neue Jahr. Bald aber begannen die Sorgen, da meine Frau zu kränkeln anfang. Das war noch nie vorgekommen. Trotz einer gewissen Insuffizienz des Herzens war sie immer kerngesund, robust alle kleinen Leiden leicht überwindend und voller Lebenslust gewesen. Jetzt stellten sich Verdauungsstörungen ein, die sehr bald kolikartig auftraten. Unser Freund Dr Paravicini meinte, es handle sich wohl um häufig beobachtete Beschwerden bei Frauen reiferen Alters — sie war jetzt 63 Jahre alt — und verschrieb Mittel gegen die krampfartigen Schmerzen. Sie halfen zunächst auch, aber im Frühjahr häuften sich die Anfälle und machten mich ernstlich besorgt. Ich schlug ihr eine sofortige Reise nach Deutschland zur Behandlung des Leidens vor, was sie aber mit der ihr eigenen Energie ablehnte. Sie nahm ihren Zustand keineswegs ernst und lachte mich aus. Ich brachte sie aber dazu, sich von einem Spezialarzt für Magen- und Darmkrankheiten in Tokyo untersuchen zu lassen. Das Ergebnis war günstig. Eine Röntgenaufnahme wies keine bedenklichen Anzeichen auf, so daß der Arzt auf einen Darmkatarrh schloß und Mittel verschrieb, die auch Erleichterung brachten und stärkere Anfälle unterbanden.

Einigermaßen beruhigt ging ich auf eine längst geplante Reise nach Hsinking, dem früheren Tschangtschun, Hauptstadt des unter japanischem Patronat stehenden Staats Mandschukuo, wo wir einen japanischen Korrespondenzanwalt zur Bearbeitung unsrer Patentangelegenheiten hatten. Manche hiermit zusammenhängenden Probleme machten eine Rücksprache mit dem japanischen Rechtsanwalt nötig. In Mandschukuo war unter japanischem Einfluß ein Patentgesetz eingeführt worden, das ich in deutscher Übersetzung herausgegeben hatte, demzufolge alle in Japan eingetragenen Patentrechte durch einfache Formalanträge ohne neue Sachprüfung zum Patentschutz zugelassen waren. Es

galt, die ordnungsmäßige Bearbeitung vieler solcher durch uns zu stellender Anträge zu kontrollieren und den ohne ständige Aufsicht zur Lässigkeit neigenden Vertreter gründlich zu instruieren. Außerdem mußten einige ungeklärte Fragen mit dem neuerrichteten mandschurischen Patentamt erörtert werden. Der japanische Hauptbearbeiter der Patentsachen in unserm Fokyo-Büro, Tashiro, begleitete mich auf dieser Reise, die uns von Shimonoseki über Fusan durch Korea in knapp drei Tagen nach Hsingking brachte.

Japan hatte in den knapp sechs Jahren seit der Besetzung des Landes große Aufbauarbeit geleistet und hie und da schon moderne Gebäude in den noch auszubauenden breiten Straßen errichtet.

Der Anbau von Soyabohnen und deren Ausfuhr, an der auch Deutschland lebhaft interessiert war, hatte in der Mandschurei ebenfalls einen großen Aufschwung genommen. — Eine Fahrt durch die Stadt und nächste Umgebung erwies sich als nicht besonders interessant. Die weite, flache, baumlose Landschaft und die gerade erst angelegten breiten Straßen waren es, die die Aufmerksamkeit auf sich zogen und ein ganz andres Bild als das grüne und bewaldete Japan boten. In Warenhäusern und Verkaufsläden gab es nur billige Konsumartikel zu kaufen, Erzeugnisse des Kunstgewerbes waren nirgends zu finden, auch sonst nichts, das man als Mitbringsel aus der Hauptstadt des neuen Staats hätte mitnehmen mögen.

Wir konnten mit unserm Anwalt und den Beamten des Patentamts die schwebenden Fragen rasch erledigen. In den Verhandlungen mit dem Patentamt und auch dem Handelsministerium zeigten sich die japanischen Vertreter in Mandschukuo aufgeschlossener und zugänglicher als in Japan. Das bewirkten wohl die Befreiung von einem gewissen in Tokyo ausgeübten Druck, die größere Selbständigkeit, ein freierer Kolonialgeist und die Weite des Kontinents. In dem einzigen größeren Hôtel, in dem ich wohnte, trafen sich allabendlich die paar deutschen Landsleute des Orts. Sie fühlten sich vereinsamt und von der übrigen Welt abgeschnitten, so daß sie jede Gelegenheit zu einem Gedankenaustausch gern wahrnahmen. Auch ich mußte ihnen über die Zustände in Japan viel erzählen. Ich traf hier auch unsern amtlichen Vertreter Dr. Knoll, der bis vor kurzem Handelsattaché an der Botschaft in Tokyo gewesen war. — Nach 4,5 Tagen fuhr ich mit Tashiro zurück, und die paar Landsleute sahen mich am D-Zug ab und winkten mir nach.

Etwa zwei Stunden später hielten wir plötzlich auf freiem Feld. Wir hörten, eine junge Japanerin habe sich vor den Zug geworfen. Nicht weit von ihr lag ihr aufgespannter Sonnenschirm.... Ehe wir weiterfahren sahen wir Beamte des Zugs auf dem Gleis Weihrauchkerzen anzünden....

Das war ein eindrucksvolles Erlebnis....

Auf der Rückfahrt vertiefte ich mich in Eduard Sprangers "Lebensformen", diese überaus klaren und gedankenvollen Darstellungen der nach Anlagen und Neigungen so verschiedenartigen Menschentypen. Spranger war von der Japanischen Regierung für ungefähr ein Jahr nach Japan berufen worden und hatte in mehr als hundert Vorträgen im ganzen Land als hervorragender deutscher Psychologe und Philosoph größte Aufmerksamkeit erregt. Seine auf metaphysischer Grundlage beruhenden Anschauungen über ethische Grundprobleme hatten ihm auch in Japan große Verehrung eingetragen. Ich habe einen einzigen Vortrag mitanhören dürfen und bewunderte höchlichst seine einzigartige Fähigkeit, den das Deutsche nur mangelhaft verstehenden Japanern schwierige Gedankengänge in leicht faßlicher Form zu entwickeln und wundersam einleuchtend klarzulegen. Er war ein Meister der Rede. Keinen andern deutschen oder ausländischen Gelehrten hatte ich je so sprechen hören, und ich stehe nicht an, ihn für den hervorragendsten deutschen Geist zu erklären, der mir in den Jahrzehnten meines Lebens hier draußen begegnet ist. Ich schätze mich glücklich, ihm bei einigen Begegnungen persönlich nähergetreten zu sein. Spranger und seine sehr liebenswerte Frau schenkten uns einen Abend in Yokohama, an dem er sich in unserm kleinen Kreis völlig natürlich gab, auf alles, was wir vorbrachten, freundlich, heiter und oft humorvoll eingehend. Ich mußte den beiden nach Tisch etwas vorspielen. Spranger folgte aufmerksam und mit großem Verständnis meiner Musik und äußerte sich anerkennend darüber. Sie ließen es sich nicht nehmen, uns vor ihrer Rückkehr nach Deutschland nach Tokyo einzuladen, und meine Frau und ich bedauerten sehr, sie scheiden zu sehen, die als Träger des besten deutschen Geistes in jener kritischen Zeit Hoffnung und Trost zu geben verstanden hatten. Beim Studium der "Lebensformen" trat mir seine Gestalt wieder sehr lebendig vor Augen. —

An der Bahn in Yokohama empfing mich meine Frau in gewohnter Frische und verscheuchte mit ihrem fröhlichen Geplauder alle quälenden Gedanken, die mich während der Reise in die Mandschurei bisweilen befallen hatten. Sie berichtete mir

stolz, daß sie das Haus in Ninomiya, dessen Bau inzwischen vollendet war, bis auf Kleinigkeiten fertig eingerichtet hätte so daß wir es nun besichtigen könnten:

Durch das strohgedeckte japanische Tor, das "Mon", schreitend, betrachteten wir den Garten, den ein erfahrener Gärtner der sog. Nursery von Yokohama angelegt und fachmännisch mit grünem Rasen überzogen hatte. Über Steinplatten führt der Weg im Bogen an einer etwa 2-300 Jahre alten großen windschiefen Kiefer vorbei, deren Stamm die Sicht auf das Haus wundervoll durchschneidet. Eine nach japanischer Art gewölbte "Geisterbrücke" führt über einen mit Steinen ausgelegten Trockenbach ins Haus. Wir genossen vom Garten aus (Südseite) den Anblick des Baus in seiner ganzen Eigenart. Das im Sonnenlicht rötlich schimmernde schön geschwungene Tempeldach aus Kupfer verrät den geglückten Versuch, zwischen westlicher und östlicher Bauweise eine Stileinheit zu schaffen. Von der breiten Terrasse im Süden mit den zwei steinernen Tempelhunden als Wächter wanderten unsre Augen über den weiten Strand des Ozeans. Wir standen auf einer Düne und überblickten den langen schönen Strand. Von der ihn im Osten begrenzenden Halbinsel Miura mit der deutlich sichtbaren hügeligen Insel Enoshima bis zur Bucht im Westen und der sich breit in südwestlicher Richtung erstreckenden Halbinsel Izu liegt die weite etwa 40 km lange Sagami-Bucht vor uns. Der Strand verläuft in ideal geschwungenem Bogen von Ost nach West. Bei leichter Brise und Dünung ziehen die Wellen vom freien Ozean her aus südwestlicher Richtung gegen den östlichen Teil des Strands, dann laufen die Schaumkronen von Osten her die Küste entlang nach Westen zu, ein Schauspiel, das froh zu betrachten das Auge nicht müde wird.

Wendet man sich der ausgedehnten nahegelegenen Halbinsel Izu zu, so sieht man auf die schöne Kette der Hakoneberge, und weiter westlich krönt der alles überragende heilige Fuji, zwischen den Kiefern unsers Gartens hindurch deutlich sichtbar, die Aussicht.

Von allen Fenstern unsres Hauses erblickt man im Osten, Süden und Westen die grünen Berge der Halbinseln und den weiten Strand, und jeder unsrer Freunde bewundert die besonders glückliche Wahl des Grundstücks.

Im Innern des Hauses bestaunte ich die z.T. von meiner Frau selbst entworfenen Möbel. Alle Räume waren stilschlecht ausgestattet: der große Musiksalon mit dem Blüthner-Flügel,

einem Tisch, Sofa und bequemen Sesseln, mit französischem Gobelinstoff aus Shanghai überzogen, das nach chinesischem Vorbild eingerichtete Eßzimmer in schwarz mit einem von meiner Frau gezeichneten passenden Kronleuchter, und das anschließende Arbeitszimmer. Alle unteren Räume trugen insofern den japanischen Stempel als überall das Balkengefüge aus bestem japanischem Hinoki (Zedernholz) zu sehen war. Ein angesehener japanischer Maler hatte geholfen, die japanische gehaltenen Teile an den Wänden, vor der Tokonoma (Nische) zum Aufhängen eines Kakemonos (Rollbilds) und die eingebauten flachen Wandschränke sowie die Zierschränke sehr schön mit japanischen Blumen, Schmetterlingen und Vögeln auszumalen. Seine Glanzleistung aber war die Malerei an der Decke des Salons, wo in 40 Fächern die ganze populäre Flora Japans dargestellt ist. Kein Kronleuchter unterbricht diese malerische Decke. Der Raum wird an den vier Rändern durch verdecktes Oberlicht beleuchtet. — Ich konnte meiner lieben Frau für die wundervoll gelungene Ausstattung nur mit einem herzhaften Kuß danken.

Ninomiya wurde am 3. Juli 1937 festlich eingeweiht. Über 20 Freunde waren zum Nachmittag und Abend geladen. Als erste Schlafgäste hatten sich am Vorabend schon Kunzes aus Nagoya eingefunden. Frau Kunze schenkte zum Schutz des Hauses zwei junge Hunde aus eigener Zucht, die vorläufig in einem kleinen Schuppen untergebracht wurden. Das ging der Hundemutter aber gegen den Strich und hatte einen burlesken Auftritt zur Folge, weil Kunzes ob dieser scheinbaren "Mißhandlung" am nächsten Morgen mit den geliebten Tierchen heimlich wieder abrücken wollten. Ich mußte starke Töne anschlagen, die beiden davon abzuhalten. Ich konnte meiner Frau diese Szene garnicht beschreiben, denn sie wurde am Festmorgen leider wieder von Schmerzen geplagt, die sie aber standhaft unterdrückte, so daß das Fest nachmittags froh und munter beginnen konnte.

Die meisten hatten Haus, Garten und Umgebung noch nie gesehen und waren hochbegeistert. Wir gingen auch an den Strand hinunter und betrachteten das Haus von dort aus. Die See war ruhig, das Wetter gut, und der Himmel voller Sonne. ~~Er~~ Abendrot verklärte die Landschaft, und als es dunkel geworden war, bezauberte uns alle das Licht der Steinlaternen im Garten und der Tempellaternen an den Dachvorsprüngen. Vom Garten aus betrachtet lag das Haus wie ein lichtumflossener Feenpalast da. Erst spät nachts trennten sich unsre Gäste von all der Schönheit.

Als Ruhe eingekehrt war, schauten wir von unserm Schlafgemach in die stille Nacht hinaus. Meine Frau sank mir überglücklich an die Brust. Der Traum ihrer Sehnsucht, das Haus mit dem Tempeldach über dem Meer, dessen Bild sie in der Phantasie geschaut und das ihr den Zeichenstift zum ersten Entwurf in die Hand gedrückt hatte, war Wirklichkeit geworden, ein Ruhmesblatt für sie selbst und nicht minder für Petzold, den Architekten, der ihren Wünschen künstlerische Gestalt verliehen hatte. Leise rauschte die Brandung und wiegte uns in Schlaf....

Bald darauf gaben wir noch ein japanisches Fest für die Gemeindvertreter unsers Dörfchens Kokubu (einem Anhängsel von Ninomiya), die begierig waren, das Hause kennenzulernen. Es kamen der Ortsschulze mit seinem Stab, die Männer der Polizei und sonstige Beamte der Ortsverwaltung, die neugierig erst ums Haus herumgingen, die Aussicht von der Terrasse aus genossen und dann, nach Abstreifen des Schuhwerks, mit vielen Aaaa und Oooo durch alle Räume stapften, allen voran der japanische Baumeister Kawano aus Yokohama, der voller Stolz den Führer machte. Nach der Besichtigung wurden sie mit Tee und Kuchen bewirtet, und Bier tat ein übriges, die Stimmung zu heben. Nach meiner kurzen Begrüßungsansprache pries der Älteste in langer Rede das Bauwerk als eine bedeutsame Bereicherung des Orts und als Beitrag zur Förderung der Kultur und des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und Japan. Er schloß mit einem "Banzai" auf uns und besonders auf mich, den "Karusan". (Japaner setzen den Familiennamen vor den Vornamen, und so wurde ich in der Gemeinde der "Karusan" (Karl san) und bin es bis heute geblieben).

Eine japanische Zeitung brachte von Ninomiya einen Artikel unter der Überschrift: "Ein Deutscher baut aus eigener Kraft ein Hotel für die Olympiade." (Die einige Jahre später in Japan geplante Olympiade wurde aus politischen Gründen abgesagt). —

Bei einsetzender Sommerhitze brach meine Frau in der zweiten Juliwoche in früher Morgendämmerung im Wagen nach Chuzenji auf, um vor der Mittagshitze schon in der kühlen Gebirgsgegend zu sein. Ich folgte eine Woche später, nachdem ich mit Dr. Para ihren Fall noch einmal durchgesprochen hatte. Er meinte, vorläufig solle ich mir keine Sorgen machen und guten Muts sein. Auf meine Bitte hin versprach er aber, zu einem Wochenende zu uns hinaufzukommen, da ich voller innerer Unruhe war. Anfänglich schien sich auch alles zum Bessern zu

wenden. Wir hatten prächtige Tage mit viel Sonne und erholsamer Kühle des Nachts. Nach 2-3 Wochen kam Dr. Para auch wirklich, untersuchte meine Frau und war mit dem Befund ganz zufrieden. Wir machten gemeinsam einen Ausflug im Motorboot zum Ende des Sees und picknickten im Freien. Der gutmütige Para nahm keinen Anstoß daran, daß meine Frau ungeniert dem Mahl zusprach. Kaum aber hatte er uns verlassen, als eine neue schwere Kolik, schlimmer als je zuvor, sie befiel. Ich mußte ihn telegrafisch zurückrufen. Er war über ihren Zustand schwer betroffen und schlug eine Überführung ins Krankenhaus nach Tokyo vor, was ihm selbst aber in der Augusthitze wegen ihrer Herzschwäche bedenklich schien. Schließlich gelang es ihm, die Spannungen zu lösen. Zum Glück kamen Ende der Woche Dr. Becker und Frau zu uns. Frau Dr. Becker nahm sich als erfahrene Ärztin meiner Frau intensiv an und pflegte sie während einer Woche höchst persönlich. Wir konnten die kühleren Septembertage abwarten und dann auf ihren Rat hin eine neue Untersuchung durch anerkannt tüchtige japanische Ärzte des großen von Amerikanern geleiteten St. Luke's Hospitals in Tokyo vornehmen lassen. Sonderbarerweise ergaben Röntgenaufnahmen und andre Untersuchungen nichts Neues, so daß von einem längeren Aufenthalt in der Klinik Abstand genommen wurde. —

Sonderhoffs sollten im Oktober 1937 mit dem Töchterchen Ursula und dem erst wenige Wochen zuvor angekommenen Söhnchen Hartwig ihren wohlverdienten Heimaturlaub antreten. In meinem zerquälten Zustand boten sie mir an, ihn zu verschieben, falls wir selbst gleich nach Deutschland reisen wollten. Wir konnten uns zu der langen Seereise nicht entschließen, und das war gut, denn sie wäre lebensgefährlich gewesen. Kaum waren Sonderhoffs abgereist, als eine starke Verschlimmerung mit böartigem Erbrechen bei meiner Frau eintrat, so daß wir sie in Begleitung von Para ins St. Luke's Hospital nach Tokyo überführten. Auch diesmal überwand ihre glückliche Natur den Anfall. Anstelle des Internisten, der vor Wochen nichts besonders Beunruhigendes gefunden hatte, übernahm nun der leitende japanische Chirurg Prof. Shioda die Behandlung. Er hielt eine sofortige Operation für nötig, die Ende Oktober im Beisein unsrer Freunde Dr. Para und Frau Dr. Becker ausgeführt wurde. Der als erste Kraft für solche Operationen anerkannte Professor brauchte nur 20 Minuten und erklärte danach kurzerhand, er hätte nur einen äußeren Darmstrang als Quelle des Unheils lösen

müssen! Alle atmeten erleichtert auf, schien doch die große Sorge von uns genommen. Leise Zweifel, die ich später dem Professor gegenüber äußerte, lehnte er als unbegründet ziemlich brüsk ab: es sei alles in Ordnung, und meine Frau könne bald wieder zu normaler Diät übergehen! Grotteske Irrtümer der hiesigen Ärzte! Besonders folgenschwer war ein Wort des ältesten Assistenten Shiodas zu meiner Frau vor ihrer Rückkehr nach Yokohama: sie könne unbesorgt essen, was sie wolle! Ich warnte. Sie ließ sich aber nicht beirren. Die Folge waren neue Komplikationen, glücklicherweise zunächst nur leichterer Natur, die sie aber belehrten, endlich in ihrer Diät vorsichtig zu sein. Ein evtl. neuer Aufenthalt im Krankenhaus wirkte als Schreckgespenst. Sie folgte nun meinen Winken, und in der Freude wieder daheim zu sein, konnten wir im Dezember einige friedliche Wochen in Yokohama verbringen.

Die Sorgen der letzten Wochen hatten mich in meiner Arbeit stark zurückgebracht. Ich konnte mich zwar auf die zuverlässige Mitarbeit meiner Angestellten verlassen, mußte aber das Versäumte durch doppelten Eifer nachholen. Seit einem Jahr war Fräulein Dorothea Dernen, die trefflich vorgebildete Generalstochter, unsre Assistentin. Sie war schon gut eingearbeitet und erledigte rasch und zuverlässig den Hauptteil der deutschen Korrespondenz. Außerdem hatten wir seit längerem den sprachbegabten auch das Japanische beherrschenden jungen Jochen Paasche im Büro, einen Enkel des früher vielgenannten national-liberalen Politikers Hermann Paasche. Der junge Paasche war, weil er keine arische Großmutter hatte, während der Hitlerzeit nach Japan verschlagen worden, ohne sein Studium zuhause beendet zu haben. Er war mit einer Tochter des früheren Chefs der Reichswehr General von Hammerstein verheiratet. Trotz guter Allgemeinbildung und sonstiger Befähigung konnte er sich nur schwer an korrekte Büroarbeit gewöhnen und bedurfte ständiger Aufsicht durch den Chef, entwickelte sich aber mit der Zeit zu einer brauchbaren Kraft. Da neben diesen beiden Hilfskräften die sachgemäße Kontrolle der Formalarbeiten im Patentwesen von meinem guten Paul Strauss sorgsam geleistet wurde, konnte ich mich den Schriftsätzen, Gutachten und allgemeinen Prozeßangelegenheiten zuwenden und manche der von Dr. Sonderhoff begonnenen Arbeiten fortführen. Ich hatte viel zu tun. Meine Arbeitskraft hatte durch die leidvollen Erfahrungen der letzten Monate nicht gelitten, sie half mir auch, meinen Lebensmut zurückzugewinnen.

Politisch hatte in Japan der Militärgeist immer mehr die Führung in die Hand genommen und zu neuem Vorgehen in China ausgeholt. Aus einer am 15. 7. 37 begonnenen Schießerei gegen chinesische Truppen an der Marco Polo-Brücke in Peking hatte sich allmählich ein regulärer Eroberungszug der japanischen Armee gegen China entwickelt, dem das Kabinett des Fürsten Konoye keinen Einhalt zu gebieten vermochte. Vom Norden aus stießen japanische Streitkräfte bis weit in die Mitte von China vor und besetzten nach und nach das ganze Gebiet um den Yangtse. Das Wort "Krieg" für dieses Unternehmen war in Japan verpönt. Man hängte ihm das Beiwort "incident"- "Zwischenfall" an, und doch war es klar, daß die Absichten des Militärs auf die endliche Verwirklichung langgehegter Wünsche zur Beherrschung Chinas ausgingen. Die Weltmächte, bes. Amerika schauten dem Manöver mißmutig zu, sahen ihre Interessen in China aufs schwerste beeinträchtigt, traten dem aber vorläufig nicht entgegen. Ihr Augenmerk war zu sehr auf Europa, die immer größere Spannungen schaffene Politik Hitlers und das Wachsen der deutschen Wehrmacht gerichtet. —

Noch ehe die Weltlage gefährliche Aspekte annahm kam Ende 1937 aus Berlin unsre Pflgetochter Petra Hagmann zu kurzem Besuch zu ihrer japanischen Mutter und zu uns heraus. Es war ein Freude, dieses frische, immer fröhliche und unternehmungslustige Wesen zu erleben. Sie feierte auch Weihnachten mit uns, das trotz der Anfälligkeit meiner Frau in gewohnter Weise begangen wurde. Meine Frau hielt ihren Glauben an eine baldige Genesung unerschüttert aufrecht und belebte uns alle durch ihre immerwährende gute Laune und Heiterkeit. — So ging das Jahr 1937 zu Ende, und was immer die nächste Zeit bringen würde, sie sollte uns vollgerüstet und tapfer auf dem Plan finden!

Das Jahr 1938

“Sonne und Regen müssen wohl sein”, beginnt ein deutsches Volkslied, und seine Wahrheit sollten wir bald spüren. Die Sonne versagte sich uns, trübe Niederschläge brachte das neue Jahr. Das Leiden meiner Frau verschlimmerte sich zusehends. Eines Sonntags mußte ich, da unser Leibarzt Para nicht greifbar war, Frau Dr. Becker eilends mit meinem Wagen aus Tokyo holen lassen. Hilfsbereit wie sie war kam sie sofort und brachte der armen Patientin Erleichterung. Sie riet uns, eine Krankenschwester zu nehmen, da mir meine Arbeit im Büro ohne Dr. Sonderhoff nicht genügend Zeit zur Pflege ließ. Wir fanden die katholische Schwester Odilia, die zwar nur Säuglingsschwester war, aber genügend allgemeine Erfahrung mitbrachte. Sie wohnte bei uns und stand Tag und Nacht zur Verfügung. Ein angeschaffter Kurzwellenapparat schien vorübergehend gut zu wirken. Wir konnten einige Wochen bei schönstem Winterwetter in der reinen Seeluft von Ninomiya verbringen. Nach einem stärkeren Anfall mußten wir jedoch meine Frau ins St. Luke's Hospital zu Prof. Shioda zurückbringen. Als kurz vorm Ziel das Spital vom Wagen aus in Sicht kam, stimmte meine Dora-Maria mit heller Stimme Elisabeths Gesang aus dem “Tannhäuser” an: “Dich, teure Halle, grüß ich wieder...!”

Prof. Shioda war über den Befund erschrocken und auf meine bescheidene Anfrage zugleich verlegen. Ich hatte längst erkannt, daß er damals keine wirkliche Operation vorgenommen hatte. Was mochte ihn hierzu bestimmt haben? Die eigne Ermüdung? Die japanischen Kapazitäten operieren seltsamerweise erst nachmittags, und vor der Operation meiner Frau hatte der Professor schon einen fast zweistündigen schweren Eingriff hinter sich. Vor der neuen lebensgefährlichen Operation wird er zurückgeschreckt sein — so mußte ich vermuten — daher seine beruhigende Äußerung über den durchschnittenen Strang. Zu einer nochmaligen durchgreifenden Operation konnte er sich auch jetzt nicht entschließen. Er verordnete Kurzwellenbehandlung und Entnahme von Blut zum Wiedereinspritzen an anderer Stelle, also eine Eigenblutbehandlung. Sie hatte Erfolg, und meine Frau konnte das Spital nach einer Woche wieder verlassen, sollte aber

in Tokyo in erreichbarer Nähe bleiben. Da Hermann Bosch für zwei Wochen auf Reisen ging, bot er uns sein Haus an. Es war ein großes Glück, daß wir anstelle der schwerbeweglichen Schwester Odilia eine ausgezeichnete jüngere Krankenschwester, Fräulein Freya Lehmann, engagieren konnten, die sich gleichzeitig als treffliche Diätköchin erwies und mit leichten und wohl-schmeckenden Speisen meiner Frau zu neuer Kräftigung verhalf. Von Anfang März ab konnten wir teils in Ninomiya, teils in Yokohama sein, beschlossen aber nun nach Rücksprache mit Dr. Para und Frau Dr. Becker, die Kranke nach Eintreffen von Dr. Sonderhoff, den ich etwas früher zurückzukommen bat, zur sach-gemäßen Behandlung durch erste deutsche Kräfte sofort nach Haus zu bringen.

Anfang April kam Kollege Sonderhoff mit seiner Familie auf dem schönen neuen Lloyd-Dampfer "Potsdam" zurück. Wir hatten Passage auf dem selben Schiff belegt. Ohne Pflegerin konnten wir die Reise aber nicht riskieren. Fräulein Freya war leider unabhkömmlich, und so mußten wir auf Sr. Odilia zurück-greifen, die liebend gern die Gelegenheit zu einer Deutschland-reise wahrnahm. Trotzdem war die Seereise ein Wagnis, denn selbst der Schnelldampfer "Potsdam" brauchte volle vier Wochen bis Genua. Ich sicherte mir jedoch weitgehende Hilfe durch den sehr lebenswürdigen Kapitän Preiss, und bereitwillig übernahm auch der entgegenkommende Oberkoch die Zubereitung einer Spezialdiät für meine Frau. Ich brachte sie mit Sr. Odilia an Bord und blieb zur Überleitung der Geschäfte auf Dr. Sonderhoff noch zwei Tage in Tokyo-Yokohama. Der Dampfer lief einen Zwischenhafen an und sollte auch in Kobe einen ganzen Tag bleiben. Als ich nach der Bahnfahrt gegen Abend — unruhig und sorgenvoll gestimmt — in Kobe an Bord ging, erlebte ich wieder eine Überraschung! meine Frau hatte mit Kobe-Freunden eine Autotour gemacht, kam aber rechtzeitig zum Diner zurück und stürzte mir frohbegeistert in die Arme. — Nachts liefen wir aus. Wir hatten eine gute Kabine mit neben, — nicht übereinander-stehenden Betten und einem Bad. Bei den Mahlzeiten saßen wir mit dem freundlichen Kapitän und dem uns befreundeten Ehe-paar Mohr aus Tokyo zusammen.

Bernhard Mohr, Leiter der Siemens-Filiale in Tokyo, stammte wie unser Kapitän aus Bielefeld und war mit diesem gut bekannt. Mit seiner lebenslustigen, hübschen und eleganten Frau Anita ging es bei Tisch angeregt und vergnügt zu. Bei der vorzüglichen Spezialkost lebte meine Frau auf und begann langsam an Ge-

wicht zuzunehmen. Wir waren erst wenige Tage auf hoher See, als mein 60. Geburtstag gefeiert wurde. Auf Wunsch meiner Frau wurde ich früh morgens durch ein Streichquartett der besten Spieler des Schiffsorchesters mit dem Choral "Lobe den Herren" und einigen andern schönen Musikstücken geweckt. Ich war gerührt, daß meine liebe Frau bei ihren Schmerzzuständen sich diesen Liebesbeweis für mich ausgedacht hatte.

Gegen Mittag wurden wir mit Mohrs in die Kabine des Kapitäns gebeten, wo mich Herr Preiss herzlich beglückwünschte und uns mit Sekt und Kaviar traktierte. Mohr überreichte mir nach einer Ansprache einen großen wunderschönen Silberpokal mit den eingravierten Namenszügen der mir nahestehenden Freunde von Tokyo und Yokohama, der nach einem alten schwedischen Muster wahrhaft künstlerisch gearbeitet war. Er war eine wirkliche Kostbarkeit, und ich dankte aus vollem Herzen für diese schöne Freundesgabe.

Bald danach legten wir in Manila an, das wir schon von früheren Reisen kannten. Trotz Tropenhitze und schwerer Luft fuhren wir mit einem Taxi in die Stadt und wurden Zeugen einer militärischen Übung der auffallend kleinen und schwächlichen philippinischen Soldaten, die gefällig und direkt hübsch aussahen. Wir besahen die aus der spanischen Zeit stammende Zitadelle und das sehenswerte Aquarium mit den farbenprächtigen Fischen und andern Tieren der tropischen Meerestiefen. Während meine Frau und die Schwester im Hotel auf mich warteten, besuchte ich meinen Freunde Johannes Kinna, den Holzhändler, der sein Geschäft von Otaru im Hokkaido nach den Philippinen verlegt hatte, wo er auf der Südinsel Mindanao nach erlangter Konzession für das Fällen von Tropenbäumen verschiedenster Art ein gutes Exportgeschäft betrieb. Er erzählte interessant von seinem dortigen Betrieb, den großen Schwierigkeiten, das Holz unbeschädigt an Bord zu schaffen, und wie sehr die Ausfuhr unter den japanisch-chinesischen Feindseligkeiten zu leiden hätte. Sein Büro lag in einem großen luftigen Kontorhaus. Er mußte bei der wahnsinnigen Hitze alle zwei Stunden unter die Brause gehn, um sich arbeitsfrisch zu erhalten. Wir besuchten gemeinsam die führende Tabakfirma Manilas, die Alhambra, wo die kleinen Filipino-Mädchen mit bewundernswertem Geschick Zigaretten und Zigarren drehten. Wir sahen staunend zu, wie die zarten beweglichen Finger von einem großen Haufen fertiggestellter Zigaretten die jeweils für eine Packung nötige Anzahl von 25, 50 oder 100 Stück mit einem einzigen Griff

unfehlbar sicher trafen. Meine Damen wurden zu diesem Schauspiel herbeigeholt, und gemeinsam fuhren wir dann an Bord zurück.

Bis Singapore konnten wir mit der Wirkung der ruhigen und behaglichen Seefahrt auf meine Frau durchaus zufrieden sein. Die geübte Seefahrerin genoß die Reise auf dem kultivierten Dampfer in vollen Zügen. Wegen der Monsunzeit mußte sie im Indischen Ozean allerdings viel ruhn. Sie hielt sich meistens in unsrer Kabine auf, las eifrig und spielte mit Sr. Odilia Halma und zwar auf einem uns von meinem Jugendfreund Erich Kloss gestifteten besonders schönen Spielbrett. Sr. Odilia war sehr erpicht aufs Gewinnen und leistete sich, wie meiner Frau schien, kleine Mogeleyen. Als sie wieder mal überraschend schnell mit nur wenigen Zügen ihre Steine ins Ziel gebracht hatte, verdroß das meine Frau so sehr, daß sie kurzerhand das schöne Spiel mit den gedrechselten Steinen zum Bullauge hinaus ins Meer warf! So fand das Halmaspiel sein plötzliches Ende, und die Fische mochten sich in der Tiefe weiter damit vergnügen!

Nach der Fahrt durchs Rote Meer, den Suez-Kanal und das Mittelmeer trafen wir endlich in Genua ein. Wir waren telegrafisch verständigt worden, daß mein Schwager Georg Schramme uns dort erwarte. Der Zustand meiner Frau war erträglich, aber sie brach in Tränen aus, als sie beim Festmachen des Dampfers den geliebten Bruder unter der Menge auf dem Pier erkannte. Wir hatten einen ganzen Tag Aufenthalt in Genua und fuhren ins Columbia Hotel. Genua bescherte uns manchen bedeutsamen Eindruck. Der Hafen lag voller italienischer U-Boote, die kurz zuvor Hitler vorgeführt worden waren. Mussolini war auch in Genua, und wir sahen ihn vorm Hotel hochaufgerichtet stehen und mit strahlendem, gleichsam ansaugendem Blick die Hand zum Gruß an sein goldverbrämtes Käppi erheben, aber die Zuschauer schienen durchaus nicht fasziniert zu sein von ihrem "Duce".

Am nächsten Morgen machten wir mit Schramme und Mohrs eine Autofahrt durch die so stilvoll und reizend wirkende Stadt. Auch der Gampo Santo wurde wieder besucht, nicht wegen seiner abstoßenden kitschigen Monumente, sondern wegen seiner eindrucksvollen Lage auf einer Höhe, von der aus man Stadt und Hafen überschauen konnte.

Nachmittags ging's im D-Zug mit direktem Wagen nach Berlin weiter. Wir atmeten hoch auf, als wir am nächsten Mittag auf dem Anhalter Bahnhof eintrafen. Die sorgenbeschwerte

Reise mit meiner leidenden Frau war unerwartet glücklich verlaufen. Zuhause wurden wir von Martha Schramme und unsern beiden Pflegekindern Gustav Richter und Petra Hagmann freudig begrüßt. Mein Bruder Adolf konnte während der Schulzeit natürlich nicht nach Berlin kommen, rief aber abends gleich von Hamburg an. Auch unser Sohn Adi hatte seine Arbeit in Oppau nicht unterbrechen können. Er war zwar in Mannheim an den Zug gekommen, war aber zu schüchtern gewesen, uns mitten in der Nacht zu wecken. Der Schaffner überreichte uns morgens seinen Blumengruß.

Meine Frau war so voller Freude, die Reise gut überstanden zu haben und wieder im eignen Heim zu sein, daß sie sich trotz meiner Warnungen nicht abhalten ließ, beim Abendessen den Speisen etwas kräftiger zuzusprechen.

Am nächsten Nachmittag eilte ich zu meinem Vertrauensarzt, dem Internisten Prof. Gudzent im Westsanatorium, um ihm den Fall meiner Frau vorzutragen und einen Bericht Dr. Praus über den bisherigen Verlauf der Krankheit zu überbringen. Während wir uns unterhielten, riefen Schrammes an, es ginge meinem Dörchen sehr schlecht, ich solle den Professor gleich mitbringen. Wir fuhren sofort zur Bingerstraße, und Gudzent untersuchte die Kranke. Nach dem abermals eingetretenen schweren Erbrechen hielt er es für geboten, sofort einen Chirurgen zuzuziehn und schlug seinen Kollegen Dr. Krüger vom Westsanatorium vor. Ich war einverstanden, und er eilte fort ihn zu holen. Die beiden Professoren kamen erst gegen 9 Uhr abends zurück. Nachdem auch Krüger meine Frau untersucht hatte, berieten wir drei uns. Die Ärzte erklärten, nach dem sehr ernsthaften Befund müsse ein chirurgischer Eingriff sofort erfolgen. Es bestünde Lebensgefahr, wenn das nicht binnen 24 Stunden nach dem Anfall geschehe. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung widersetzte ich mich dem: ich hätte den Verlauf der Krankheit aufmerksam verfolgt und könne darauf vertrauen, daß meine Frau auch diesmal durchhalten würde. Ich setzte ihnen auseinander, daß die Patientin heute, einen Tag nach unsrer Ankunft, für eine Operation mitten in der Nacht nicht widerstandsfähig genug sei. Sie hielte durch die letzte Operation in Tokyo das Grundleiden für behoben und glaube, es handle sich nur um Nachwehen. Würde man sie jetzt vor die Notwendigkeit einer großen Operation stellen, wäre sie bitter enttäuscht und das seelische Gleichgewicht erschüttert. Ein sofortiger Eingriff sei darum ein größeres Risiko als das Vertrauen in ihre gute

Natur, die sie bei ähnlichen Anfällen schon zweimal gerettet habe. Wenn die Ärzte ihr auf meine Bitte die erprobten Beruhigungsinjektionen machten, würde der schlimme akute Zustand vorübergehn, und wir könnten dann die Operation in Ruhe vorbereiten, die ich natürlich ebenso wie sie für unvermeidlich hielt. Beide Professoren erklärten, die Erfahrungen der Schulmedizin verlangten einen sofortigen Eingriff, und sie müßten die Verantwortung ablehnen, falls ich nicht darauf einginge. Ich antwortete: "Ich verstehe Ihren fachmännischen Standpunkt vollauf und würdige ihn, auch daß Sie die Verantwortung für einen Aufschub nicht tragen können. Ich entbinde Sie hiermit von jeder Verantwortung und übernehme sie selbst." Die Ärzte schauten einander etwas verwundert an, willigten jedoch schließlich ein, verlangten aber die sofortige Überführung der Kranken ins Westsanatorium, damit im Notfall der Chirurg zur Stelle wäre. Dem stimmte ich bereitwillig zu. Die Injektionen wurden gemacht, und wir fuhren mit einer Ambulanz ins Sanatorium. Ich blieb auch dort. Die Ärzte sahen sich nachts abwechselnd nach der Kranken um. Sie schlief gut und fest. Gegen 5 Uhr morgens trat die von mir vorausgesagte Erlösung ein. Das Wunder war geschehn und damit die erregende Spannung sowohl von den Professoren als auch vor mir gewichen. Wir konnten einige Stunden ruhn, Sr. Odilia wachte bei der Kranken.

Meine Frau erholte sich gut. Die nächsten Tage waren neben der Sorge um ihre Kräftigung gründlichen Untersuchungen gewidmet. Die Röntgenaufnahmen zeigten deutlich die Stelle im Darm, wo das Leiden steckte, was in Tokyo nicht gelungen war. Man hatte dort zuerst nur den oberen Teil des Dickdarms und später im St. Luke's Hospital das untere Stück auf den Film gebracht, nie aber die Mitte, wo die Wurzel des Übels saß. Daher die Fehldiagnosen der ersten Monate. Prof. Shioda hatte jedoch den Herd der Krankheit sofort gefunden und als Tumor erkannt. Daß er dann doch nicht operiert hat, bleibt unverständlich. Sollte er vor der Größe der Aufgabe zurückgeschreckt sein? Die deutschen Ärzte schüttelten darüber den Kopf. Auf meinen Wunsch wurde noch eine hervorragende Berliner Kapazität zugezogen. Der betreffende Professor schloß sich, nachdem er die Röntgenfilme betrachtet hatte, der Meinung unsrer Ärzte an. In dämmeriger Abendstunde sprach er der Kranken gut zu. Sie könne, sagte er, volles Vertrauen zu unsern beiden Helfern haben. Sie sei bei Dr. Krüger in besten Händen, und sie könne der Operation mit der vollen Gewißheit für einen guten Ausgang

entgegensehen. Er machte auf meine Frau einen so vorzüglichen Eindruck, daß sie nachher zu mir sagte, er wäre ihr wie ein Buddha erschienen, der mit seinem gütigen, milden Blick das Leid der Menschenkinder ansähe, es liebend zu mildern wisse und dem bangen Herzen süßen Frieden schenke.

Die Operation wurde auf den 22. Mai 8 Uhr morgens angesetzt. Meine Frau erzählte mir später, wie sie vorher, im Zimmer auf- und abgehend, ihre ganze Willenskraft aufgerufen habe standzuhalten, und daß sie entschlossen gewesen sei, wieder gesund zu werden.

Als ich mittags ins Hospital kam, war die Operation vorüber. Gudzent berichtete mir, sie sei schwer gewesen und habe 4 Stunden gedauert, nun aber sei alles überstanden. Gegen den Blutverlust hätte literweise eine physiologische Kochsalzlösung injiziert werden müssen. Es sei höchste Zeit gewesen, die Wucherung hätte den Kanal so verengt, daß nur noch eine Stricknadel hindurchgegangen wäre. Nun sei sie von dem lebensgefährlichen Übel befreit und nach menschlichem Ermessen gerettet. Erst am späten Nachmittag durfte ich sie besuchen, als sie aus der Betäubung erwacht war. Trotz Schmerzen und großer Übelkeit war sie in guter Stimmung. Die milde Maienluft drang durchs Fenster ins Krankenzimmer....

Fünf Tage lang schwebte sie dennoch in Lebensgefahr. Der Eingriff war zu groß gewesen. Beide Ärzte standen ihr hilfreich bei und besuchten sie unausgesetzt Tag und Nacht, bald der eine, bald der andre. Sie lieferten den Beweis bester deutscher medizinischer Kunst und hoher Pflichterfüllung, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Nach den kritischen Tagen lebte die Kranke sichtlich auf. Durch sorgfältigste Nachbehandlung mit allen verfügbaren Mitteln, auch durch Bäder und Unterwasserspülungen, wurde sie dem Leben zurückgewonnen. Sie konnte Nahrung zu sich nehmen, und in wenigen Wochen wurde eine erstaunliche Kräftigung erzielt.

Zur selben Zeit bekam Frau Göring geb. Sonnemann im Westsanatorium ihr erstes Kind. Die ganze breite Halle, die Treppen und Gänge waren mit kostbarsten Blumenkörben übersät, die zum großen Teil in andern Krankenzimmern landeten, auch bei meiner Frau.

Nach knapp 4 Wochen konnte meine Liebste das Krankenhaus verlassen. Dr. Krüger gab ihr in seiner nahegelegenen Wohnung ein kleines Abschiedsfest. Unter den Gästen befand sich auch Paul Oskar Höcker, der viel zur Unterhaltung beitrug.

Der Abend verlief in schönster Stimmung. Bei einer trefflich mundenden "kalten Ente" wurden Trinksprüche gewechselt. Ich dankte dem Gastgeber bewegt für seine großartige Leistung. Den Löwenanteil an dem großen Erfolg schrieb er jedoch dem Lebenswillen meiner Frau zu. Nach dem Fest brachte ich sie ins Sanatorium zurück, das schon geschlossen war. Eine Nachschwester öffnete, und staunend sahen wir mit an, wie meine Frau ausgelassen durch die ganze Halle bis zum Fahrstuhl hin tanzte! Als ich sie anderntags nach Haus holte, verabschiedete ich mich mit herzlichstem Dank von den beiden treuen Ärzten. Prof. Gudzent gestand mir, er und Dr. Krüger hätten mich nach der entscheidenden Aussprache vor der Überführung ins Sanatorium aufrichtig bewundert. Ich hätte recht behalten: eine sofortige Operation wäre höchstwahrscheinlich eine Katastrophe geworden. Ein so entschlossener Ehemann wie ich wäre ihnen noch nicht vorgekommen — er klopfte mir dabei auf die Schulter.

Groß war die Freude in der Bingerstraße! Die Verwandten und Freunde hatten alle lebhaften Anteil an Dörchens Leiden genommen. Jeder beglückwünschte uns, viele Besucher stellten sich ein, u.a. General Hammerstein mit Frau, die uns gleichzeitig für unser freundschaftliches Verhalten gegenüber ihrem Schwiegersohn Paasche und ihrer Tochter dankten. Die Hamburger Verwandten kamen auch für ein paar Tage zu uns. Nach kurzer Erholungszeit zuhaus sollte meine Frau zur Nachkur nach Baden-Baden gehn. Schrammes begleiteten uns auf dieser Reise. Sr. Odilia kehrte nach Japan zurück. Ich blieb nur einige Tage in Baden-Baden und ging, da ich meine Frau mit ihren Geschwistern im Hotel gut aufgehoben wußte, dem Rat Prof. Gudzents folgend zu eigener Kur nach Bad Gastein. Nach dem sorgenvollen Jahr hatte ich die Erholung bitter nötig. Einige schöne Wochen verbrachte ich dort zunächst allein. Bäder und Massagen erfrischten mich. Ich war im Hotel de l'Europe fürstlich untergebracht und wurde Zeuge eines Empfangs von Göbbels, der nach dem im März erfolgten Anschluß Österreichs ans Reich die "Ostmark" besuchte. Er wohnte im gleichen Hotel und trat mit seinem großen Gefolge im Eßsaal sehr bescheiden auf. Er unterhielt sich freundlich mit seinen Gästen und machte einen durchaus sympathischen Eindruck.

Bald sollte meiner Einsamkeit abgeholfen werden. Unsre Japan-Freundin Frau Charlotte Friderici geb. Rüder kam auf einen Stoßseufzer von mir für eine Woche aus Wien zum Besuch. Zu uns gesellte sich außerdem die Jugendfreundin meiner Dora-

Maria, Frau Elsa Boye aus Berlin. Wir hatten gute Tage miteinander, machten Ausflüge in die herrliche Landschaft, verwunderten uns über das festliche allabendliche Treiben im Hotel, hörten Konzerte und freuten uns des Lebens. Wieder allein, fuhr ich am Schluß meiner Kur durch die schöne Gebirgslandschaft im Auto nach Salzburg und wohnte einer hervorragenden Aufführung des mir aus dem Klavierauszug längst genau bekannten "Rosenkavaliers" von R. Strauss bei. Dr. Karl Böhm dirigierte, alle Rollen waren mit ersten Kräften besetzt, und der zauberhafte Gesang dreier vorzüglicher Frauenstimmen am Schluß des Werks ist mir für immer im Gedächtnis geblieben.

Von meiner Frau erhielt ich während der ganzen Zeit recht beruhigende und frohe Nachrichten aus Baden-Baden. Wir wollten uns in Bayreuth treffen. Ich hatte für alle Aufführungen im August Karten. Zunächst ging meine Frau jedoch nach Nauheim, das sie in jedem Heimaturlaub aufsuchte, um dort durch eine kurze Nachkur das Herz zu stärken.

Die ersten Aufführungen in Bayreuth hörte ich allein. Es war ein furchtbares Gedränge, doch vermißte ich das gewohnte Bild festlich gekleideter Menschen. Nur einen Bekannten aus Japan traf ich, der feierlich in Frack und weißer Weste in den Pausen vorm Festspielhaus auf- und abging: Claus Tecklenburg von der IG.

Bei einer Aufführung machte ich die Bekanntschaft einer großen Wagner-Kennerin, einer geistreichen Rumänin, die mich in einer Kaffeepause mit dem Pianisten Wilhelm Kempff zusammenbrachte, dessen hohe Kunst ich im letzten Jahr in Tokyo genossen hatte. Ich hatte ihn damals auch flüchtig kennengelernt. Wir kamen alsbald in ein äußerst lebendiges Gespräch über den "Siegfried" den wir hörten, über Wagners Musikdramen überhaupt und über moderne Richtungen in der Musik, bis uns der Posaunenschall mit einem Thema des letzten Akts ins Festspielhaus zurückrief.

Da meiner Frau das Anhören mehrerer Aufführungen in Bayreuth zu anstrengend schien und ich die zweite Karte nicht verfallen lassen wollte, lud ich telegrafisch eine mir von Japan her bekannte russische Pianistin und Sängerin, mit dem Deutschen Herrn Lorentz verheiratet, aus Berlin, wo sie studierte, nach Bayreuth ein. Sie kam sehr gern. Gleich am ersten Abend nahm ich sie mit ins kleine Barock-Opernhaus zu einem interessanten Konzert mit edler alter Musik, darunter Kompositionen von Friedrich d.Gr., wo die Künstler in alt-

modischer Tracht auftraten. Frau Nadedja Lorentz, sprachbegabt und sehr musikalisch, wohnte im selben Bürgerquartier wie ich, einer hübschen Villa, und die beiden Aufführungen, die sie im Festspielhaus miterlebte, hörte sie mit größter Begeisterung an. Meine Frau löste sie ab. Wenigstens *eine* Aufführung konnte sie mit mir gemeinsam ganz hingerissen erleben. Endlich hatte ich sie wieder bei mir, lebensfroh und erfüllt von allem Schönen, das sie in Baden-Baden gesehen hatte! Die schlimme Zeit war versunken, und wir gaben uns ganz unsrer uns noch tiefer bewußt gewordenen Zusammengehörigkeit hin. — Ende August waren wir wieder in Berlin. Nun sollten für sie Wochen der Schonung und Entspannung folgen.

Meine Frau empfand das ihr neugeschenkte Leben wie ein Kind, das nach langem Krankenlager alles um sich herum wie etwas nie Geschautes verwundert anblickt, im Garten spielt, jede Blume, jeden Baum, die ganze Natur, Sonne, Licht und Luft genießt, und was ihm begegnet, umarmen möchte: Sie gab sich Verwandten und Freunden mit ihrem von Liebe übervollen Herzen ganz hin, immer fröhlich und oftmals ausgelassen. Musik, Malerei, ihre poetische Ader: alles lebte auf. Gedichte wie das folgende entstanden:

“Heute ein Lied ich fand
So am Straßenrand,
Sang es wie ein Kind
Selig in den Wind.
Nahm es auf den Arm —
Schlief es ohne Harm mir am Herzen ein,
Ward nun mein — ganz mein.
Sing's nun spät und früh, süße Melodie:
Ich bin Dein — Du mein,
Du bist mein,
Ich bin Dein!”

Gäste kamen und gingen. Wir konnten sie alle unterbringen, doch genügte das meiner Frau noch immer nicht. Sie wollte im Kreis der Freunde ein Fest ihrer Auferstehung feiern, und alle kamen gern: unsre Arztfreunde Prof. Gudzent und Dr. Krüger mit Gattinnen, Buttmanns, Zimmermans, diese in chinesischen Kostümen, mein Sohn Adi, unsre Pflegekinder Petra Hagmann und Gustav Richter und noch andre junge Menschen. Natürlich waren auch Schrammes dabei. Meine Frau hatte sich als Baby verkleidet, und neue Lebensfreude strahlte von ihr aus. Wieder wurde den Ärzten innigster Dank ausgesprochen, und wieder betonte Dr. Krüger, daß sie selbst durch ihren starken Lebens-

willen die glückliche Wendung herbeigeführt hätte. Zimmermanns, die alten ostasiatischen Freunde, brachten in launigen Versen nach chinesischer Art ihre Glückwünsche dar. Der Abend wurde ein Ostertag, ein Auferstehungsfest, eine Feierstunde für alle, die Zeugen der Lebensfreude eines Menschen wurden, dem das Gottesgeschenk der *vita nuova* zuteilgeworden war.

Nach den Berliner Wochen gingen wir auf getrennten Pfaden auf Reisen. Meine Frau machte mit Martha Schramme ein Fahrt nach Schweden und Norwegen, wohin es sie gewaltig zog, besuchte Stockholm, sah Fjorde und Gletscher und fuhr dann zu ihrer Freundin Dora Schmidt nach Holland.

Ich besuchte inzwischen Klienten. In Frankfurt hatte ich bei der IG eine Aussprache mit dem mir gut bekannten lebenswürdigen Direktor Waibel, der bei der ständig wachsenden Zahl von Erfindungen, für die in Japan Patentschutz nachgesucht wurde, eine Reduktion unsrer früher vereinbarten Gebühren wünschte. Waibel wollte uns dafür durch stärkere Beteiligung an juristischen Arbeiten in Mandschukuo entschädigen. Die endgültige Aussprache sollte im Dezember vor meiner Rückreise nach Japan in Berlin erfolgen. Ich würde inzwischen mit Dr. Sonderhoff darüber korrespondieren.

Die gespannte politische Weltlage, die Europa infolge un-aufhörlicher neuer Machtansprüche Hitlers in Atem hielt und die Gefahr eines neuen großen Kriegs heranrücken ließ, zwang mich zu gewissen finanziellen Sicherungsmaßnahmen. Ich fuhr deswegen nach Holland und veranlaßte meine dortige Bank, meine Anlagen in den Staaten und in England nach Holland und z.T. nach Basel umzulagern. Holland, die Schweiz und Schweden erschienen mir als neutrale Staaten bei einem neuen Weltbrand sichere Hüter meines Besitzes zu sein. Nachdem das geregelt war, folgte ich einer Einladung des Obersten Schmidt und seiner mir von Japan her befreundeten Frau Dora nach Den Haag.

Schmidt, früher holl. Resident von Menado auf Celebes, war jetzt Adjutant des Prinzgemahls der Königin Wilhelmina, des Herzogs Heinrich von Mecklenburg-Schwerin. Er hatte nach dem Ausscheiden aus dem Kolonialdienst uns mit seiner Frau in Japan besucht und begrüßte mich als alten Freund. Wir tauschten Gedanken über die Weltlage aus und verstanden einander vorzüglich. Er war aufgeklärt genug, dem neuen Deutschland gerecht zu werden. Ich blieb einen ganzen Tag bei ihnen. Er zeigte mir stolz seinen vornehmen nach englischem Muster ein-

gerichteten Klub. — Nach Amsterdam zurückgekehrt, erlebte ich den Wiederhall einer mit Spannung erwarteten Rede Hitlers auf dem Parteitag in Nürnberg. Extrablätter mit den Worten: "De Red' von Hit-laer!" beruhigten die erregten Gemüter. —

Von Amsterdam fuhr ich in die Schweiz, ordnete in Basel meine Bankangelegenheiten und reiste gen Osten zu meinem Bruder Wilhelm nach Hirschberg und von dort über Dresden nach Berlin zurück.

In Berlin besuchte mich zu meiner Freude mein Jugendfreund und Schulkamerad Wolfgang Pietscher, der als Studienrat von Mühlheim/Ruhr nach Wesel versetzt worden war. Wir waren gleich wieder ein Herz und eine Seele, kramten alte Erinnerungen aus und politisierten über den Krieg in China und sonstige Zeitfragen. Er war der alte liebe Kerl, der wie früher meines Zuspruchs bedurfte. Ein lustiger Abend mit einer Operettenaufführung von Frau Luna heiterte den immer etwas Bedrückten sehr auf, und ein gemeinsamer Ausflug zum Brüninghof, an einem Ausläufer der vielen Seen, die Berlin umgeben, gelegen, wurde ein voller Naturgenuß. Wir saßen im Gartenrestaurant hoch über einem engen Wasserarm, wo am Nachmittag eine bunte Reihe von Segelbooten vorbeikreuzte. Ich erzählte ihm, daß ich den leider früh verstorbenen Besitzer dieser als Villa geplanten Anlage von Tokyo her genau kannte. Die am Eingang aufgestellten Buddha-Broncen wiesen auf seine japanischen Beziehungen hin. Der junge Brüning war als Husarenoffizier dem Militärattaché in Tokyo zugeteilt gewesen. Er war ein munterer und lebenslustiger Bursche, von uns allen sehr geschätzt und machte in seiner Uniform eine prächtige Figur. Als Sohn eines Mitgründers der Höchster Farbwerke vorm. Meister Lucius & Brüning war er unbändig reich und äußerst liberal in der Verwendung seiner Mittel. Vom Rhein stammend, konnte er nach dem ersten Schluck fast alle Weinsorten nach ihrer Lage erkennen. Schade, daß er so früh dahinging, und seine Erben nun diesen schönen Besitz in ein Gasthaus verwandelt hatten. — Freund Wolfgang blieb einige Tage bei uns. Ich mußte ihm versprechen, ihn in Wesel zu besuchen, was mir leider nicht mehr möglich war. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. —

Als meine Frau von ihrer Skandinavien- und Hollandfahrt zurückgekehrt war, kam der andre Freund und Spezi meiner Bernburger Schuljahre: Erich Kloss, 2. Bürgermeister von Weimar. Sonst war ich es immer gewesen, der ihn und Werner

Deetjen in Weimar besucht hatte, diesmal hatte ich aber keine Zeit, und so kam er nach Berlin, um, wie immer, lange philosophische, volkswirtschaftliche, soziale und politische Gespräche mit mir zu führen. Auch die ostasiatischen Dinge interessierten ihn von jeher, hatte er doch gleich mir das japanische Dolmetscherexamen am Orientalischen Seminar abgelegt und den sehnlichen Wunsch gehabt, auch die Konsulats- oder diplomatische Karriere einzuschlagen, was jedoch mißlang. — Angeregt durch die neuzeitliche Entwicklung Japans hatte er in Weimar einen Vortrag über die geistigen Einflüsse fremder Kulturen auf die Völker gehalten, worin er sich an Sprangers Ideengänge anschloß, und ich hatte sein Manuskript Prof. Spranger damals in Tokyo gegeben. Wir hatten das unerwartete Glück, daß Spranger, Professor an der Berliner Universität, uns mit seinem Besuch beehrte. Dabei kam es zwischen Spranger und Kloss zu einer Erörterung über diese kulturellen Zusammenhänge. Spranger erinnerte sich des Aufsatzes und stimmte seinen Gedankengängen anerkennend zu. Mein Freund sei auf Gedanken gekommen, die er selbst nicht gehabt habe. Nichts kennzeichnet die Bescheidenheit dieses hervorragenden Gelehrten besser als dieser klein Zug, der mich überraschte.

Mein Jugendfreund ließ nicht ab, mich zu einer umfassenden Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Japans von der Meijizeit bis zur Gegenwart zu überreden. Er traute mir das zu. Ich hatte jedoch zu viele andre Interessen, um der Welt auf diesem Gebiet einen neuen Wälzer zu hinterlassen. Ich wollte in meiner Freizeit lieber Musik schaffen! Kloss hat nie zugeben wollen, daß ich in Mußestunden nicht beiläufig ein solches Werk hätte schreiben können.

Endlich muß ich noch des Wiedersehens mit dem dritten Freund unsres Kleeblatts gedenken: mit Werner Deetjen, Professor in Weimar, der, von einer Vortragsreise in Ostpreußen kommend, wo seine Familie beheimatet war, für zwei Tage zu uns nach Berlin kam. Auch mit ihm wurde das alte Freundschaftsband neu geknüpft. Wir gedachten unsrer gemeinsamen Studienzeit in Berlin und der frohen Abende im Akademischen Richard Wagner-Verein, in dem Deetjen eine Zeitlang das Präsidium führte. Es war äußerst anregend, ihn über neuere deutsche und ausländische Literatur sprechen zu hören, die er, über ein phänomenales Gedächtnis verfügend, gründlichst kannte und mit wenigen Strichen treffend zu umreißen wußte. Er selbst hatte wiederholt zur Feder gegriffen und eine Anzahl Schriften

über die Goethe- und Schillerzeit in Weimar verfaßt. Zum Abschied schenkte er uns sein neuestes gerade herausgekommenes Buch, das eine sehr freundliche Aufnahme im Publikum gefunden hatte, die "Liebesbriefe eines alten Kavaliere", eine Sammlung fesselnder Briefe des Fürsten Pückler-Muskau. Als wir uns zum Abschied die Hand drückten, ahnte ich nicht, daß ich auch diesen treuen Freund nicht wiedersehen würde. —

Im Dezember 1938 ging mein Aufenthalt in der Heimat zuende, hatte er doch durch die Erkrankung meiner Frau früher als vorgesehen begonnen. Die Arbeit rief mich nach Japan zurück, und nach mancherlei Überlegungen willigte meine Frau ein, mich zunächst allein heimreisen zu lassen. Sie sollte auf Anraten ihrer Ärzte noch einige Wochen Schneeluft genießen, ehe sie in unsre Wahlheimat zurückkehrte. Zu gern hätte sie mich bei sich behalten, doch ich mußte wieder an die Arbeit, wie gesagt, und so wurde beschlossen, daß ich in den ersten Januartagen 1939 mit dem Lloyd-Dampfer "Gneisenau" von Genüa zurückreisen sollte. Meine Frau wollte mit dem gleichen Dampfer bei seiner nächsten Ausreise nachkommen. Der Entschluß fiel uns beiden schwer, aber es mußte sein, und so wurde die Passage belegt.

Anfang Dezember benachrichtigten mich die IG-Farben, Frankfurt, daß Herr Direktor Waibel, dem ich meine Reisepläne mitgeteilt hatte, wie verabredet zu einer Besprechung mit mir nach Berlin kommen würde. Wir sollten am 15. Dezember im IG-Haus am Pariser Platz nahe dem Brandenburger Tor zusammenkommen. Zu meiner Verwunderung wurde ich dort von zwei mir bekannten jüngeren Herrn der IG empfangen. Direktor Waibel sei leider am persönlichen Erscheinen verhindert und habe sie beauftragt, an seiner Statt mit mir zu verhandeln.

Nach einem kurzen steif und förmlich geführten Gespräch über gleichgültige Dinge schnitt ich selbst das Thema dieser Besprechung, über das die Herren ja wohl orientiert seien, an, indem ich bemerkte, daß ich nach Korrespondenz mit meinem Kollegen Sonderhoff in die Kürzung unsrer Gebühren gegen ein Zugeständnis von vermehrten Mandaten in Mandschukuo einwilligen könne. Ich erhielt darauf die Antwort, die ganze Angelegenheit sei überholt. Die Leitung der IG habe beschlossen, die Bearbeitung der gesamten Patentinteressen in Japan fortan in eigene Regie zu nehmen und ihrer Filiale in Tokyo eine besondere Patentabteilung anzugliedern. Diese würde voraussichtlich in den nächsten Monaten eingerichtet werden, womit

dann auf unsre weiteren Dienste in dieser Beziehung verzichtet werden könne. Für uns bedeutete das eine starke Einschränkung unsrer eignen Patentabteilung und eine große finanzielle Einbuße. Obwohl nicht wenig überrascht ließ ich mich nicht aus der Fassung bringen und sagte, diesen Beschluß könne ich nicht ohne Protest hinnehmen, da er im Widerspruch zu dem szt. zwischen Direktor Waibel und mir abgeschlossenen Vertrag über die Vertretung der gesamten IG-Interessen auf patentrechtlichem Gebiet in Japan stünde. Er sei ohne Kündigungsfrist auf unbestimmte Zeit normiert und müsse schon deswegen fort dauern, weil Direktor Waibel mich im Zusammenhang mit dem Vertragsabschluß dazu bestimmt hätte, möglichst bald für einen geeigneten Mitarbeiter und Nachfolger besorgt zu sein. Die Herren erwiderten, mein Mitarbeiter Dr. Sonderhoff habe ja doch die Qualifikation zum Japanischen Patentamt nicht so wie ich selbst erworben, und er schiene ihnen deshalb als mein Nachfolger nicht geeignet, auch sei er mit der japanischen Sprache nicht so vertraut wie ich. Wer denn in der geplanten eignen Patentabteilung die Leitung übernehmen solle? fragte ich und erfuhr, daß ein Chemiker der IG mit genügenden Kenntnissen der japanisch-chemischen Schriftsprache hierfür vorgesehen sei. Ich erklärte ihnen, daß dieser nach den neuen japanischen Vorschriften ebensowenig wie Dr. Sonderhoff Patentanwalt werden könne, die IG also ihre Patentsachen einem japanischen Patentanwalt anvertrauen müsse. Die Unterredung verzettelte sich in unliebsame Einzelheiten. Ich verwies auf meine langjährige gewissenhafte Bearbeitung der IG-Fälle, auch auf meinen juristischen Beistand, auf mein immer gezeigtes Entgegenkommen und die Großzügigkeit, mit der ich vielfach kleinere Sachen ohne besonderes Honorar erledigt hätte. Ich erinnerte auch an den Fall Wolfen-Bitterfeld, das zuwider meinem Generalvertrag mit der IG jahrelang mit einem japanischen Patentanwalt weiterarbeite, was ich, obwohl eigne Interessen dadurch empfindlich geschädigt wurden, unwidersprochen hinnahm, bis Wolfen-Bitterfeld sich nach schlimmen Erfahrungen endlich genötigt sah, mir seine Fälle zu übertragen. Ich hätte hiervon kein Aufhebens gemacht und mich, wie immer, auch diesen Sachen sorgsam gewidmet. Zum Schluß versicherten mir die Herren gnädigst, daß die Übergabe an die geplante Patentabteilung ja erst in soundsoviel Monaten geschehen würden. Ich habe in dieser unliebsamen Aussprache alle Register gezogen. Es war aber zwecklos, weil die Unterhändler als Herolde des Unheils

nur den Auftrag hatten, mich von der neuen Situation in Kenntnis zu setzen. Der Abschied war dementsprechend formell und kühl. Ich sagte nicht, daß ich wohl fühlte, Direktor Waibel habe sich nach unsrer jahrelangen erfreulichen Zusammenarbeit dieser Exekution entziehen wollen. Ich beschloß, ihm von Japan aus brieflich die unbillige und anstößige Art der Lösung unsres alten Vertragsverhältnisses, mit der man mich überrumpelt hatte, vor Augen zu führen, und im übrigen für uns zu retten, was noch zu retten war.

Ich versuchte, den bitteren Nachgeschmack dieser unliebsamen Eröffnung zu überwinden und lieber an Weihnachten zu denken, das wir im Familienkreis behaglich und fröhlich feiern wollten. Meine Brüder und Schwägerinnen trafen ein, unsre Kinder Adi, Gustav und Petra, natürlich auch Schrammes, waren zur Stelle, und so wurde ein sinnig-deutscher Weihnachtsabend gefeiert. Wieder stand ein großer Weihnachtsbaum im Wintergarten und verbreitete wie am 23. 12. 34 zu unserm Empfang Weihnachtsglanz und -freude. Nach einigen frohen Tagen sagten wir unsern Geschwistern wieder für lange Zeit Lebewohl.

Ein Abschiedsfest mit viel Jungvolk beschloß am Sylvesterabend bei Musik und Tanz das Jahr 1938.

In den letzten Tagen vor meiner Abreise gestand mir meine Frau unter Tränen, sie habe sich mit dem Entschluß, mich allein reisen zu lassen, wohl doch zu viel zugemutet. Ich tröstete sie mit der Aussicht, daß wir in wenigen Monaten ja wieder beisammen wären, und tapfer und fröhlich, wie es ihre Art war, sagte sich: "Dann wollen wir aber drüben zusammen alt werden!"

Das Jahr 1939

Am Abend des 4. Januar 1939 fuhr ich, begleitet von meiner Frau und meinen Angehörigen zum Anhalten Bahnhof zum großen Abschied. Ich bestieg den Schlafwagen, der Zug fuhr an, und alle winkten mir nach. 24 Stunden später war ich in Genua, wo schon die "Gneisenau", das schöne Schwesterschiff der "Scharnhorst" und unsrer "Potsdam", im Hafen lag. Mohrs fuhren mit mir nach Japan zurück. Wir speisten zu dreien an einem Sondertisch und spielten viel Skat, wobei ich gegen die beiden gewiegten Kartenspieler stark abfiel. Zum Diner, dessen Köstlichkeiten selbst uns verwöhnten Ostasiaten imponierten, erschienen wir stets im Gesellschaftsanzug, und die hübsche Frau Anita, jeden Abend in neuer eleganter Aufmachung, zog die Blicke der Passagiere an den Nachbartischen auf sich.

Die Mitreisenden waren nicht wie auf der "Potsdam" überwiegend alte Ostasiaten. Die meisten fuhren überhaupt zum ersten Mal zur See und waren zum großen Teil Israeliten, die, von Hitlers Bannstrahl getroffen, ihr Glück im Fernen Osten versuchen wollten. Sie waren sehr zurückhaltend und benahmen sich tadellos. Einige ausgezeichnete Musiker befanden sich unter ihnen. Ein Violinvirtuose, der sich aber durchaus nicht hören lassen wollte, lauschte oft meinem Klavierspiel und erwies sich als kultivierter Künstler.

An Bord war auch Frau Leni Jordan aus Kobe mit ihren beiden hübschen Buben, mit der ich mich gelegentlich unterhielt und später noch näher bekannt werden sollte.

Genau einen Monat nach der Abfahrt von Genua ging unser Dampfer in Kobe vor Anker, wo Mohrs und ich das Schiff verließen, um mit Schnellzugsgeschwindigkeit unsern Heimstätten in Yokohama-Tokyo zuzueilen. Sonderhoff und mein halber Stab erwarteten mich gekräftigt und erholt von der schönen Seereise, in Yokohama am Zug.

Zuhause wurde ich von meinen braven Leuten freundlich empfangen. Sie waren gleich mir traurig, daß ich allein heimkehrte, doch wie wohl tat mir ihre Freude darüber, daß die Okusan von der schweren Krankheit genesen war und bald wieder lebensfroh zurückkommen würde. Ich mußte ausführlich erzählen.

Als ich in unserm Schlafgemach einsam mein Lager aufsuchte, schwirrten noch einmal die Erlebnisse des letzten Jahrs durch meinen Sinn, dankbar und froh für die Fügung zum guten Ende. Nie war von der großen Lebensgefahr meiner Liebsten zwischen uns die Rede gewesen, das unheimliche Wort Krebs nie gefallen. Ihr starkes Lebensgefühl ließ keinen Raum für Nachsinnen und Grübeleien. Sie schaltete das alles aus, von dem Bewußtsein durchdrungen, daß Krankheiten nicht zu ihr gehörten und aus der Seele verbannt werden müßten, um ihrer Herr zu werden. So sog auch ich jetzt die ruhige Gewißheit und das Vertrauen auf eine gesicherte Zukunft fast mehr aus ihrem starken Lebenswillen als aus den Beteuerungen ihrer Ärzte, daß das Leiden endgültig behoben und keine Metastase zu befürchten sei. Dr. Krüger hatte geglaubt, fast 100%ig dafür bürgen zu können. Beruhigt schief ich ein....

Die Arbeit im Büro nahm mich in der nächsten Zeit voll in Anspruch. Zunächst mußte in der durch die Kündigung des Vertragsverhältnisses mit der IG bedingten neuen Situation Klarheit geschaffen und der IG ihr Vorhaben sich von uns zu lösen als übereilt und ungerechtfertigt vorgestellt werden. Dr. Sonderhoff, durch meinen Bericht über die Berliner Unterredung äußerst betroffen, stimmte mir darin zu, daß wir auf unser Vertragsverhältnis pochen und gegen die Kündigung Front machen müßten. Wir machten der IG in einem langen Schreiben an Direktor Waibel klar, daß wir das für unkündbar gehaltene oder zum mindesten für unbestimmte Zeit vorgesehene Vertragsverhältnis keinesfalls in der von ihr angewandten abrupten Form als aufgelöst ansehen könnten. Hierzu wurden stichhaltige Argumente angeführt, u.a. daß ich auf Direktor Waibels eigenen Wunsch einen Mitarbeiter engagiert, Dr. Sonderhoff seine vielversprechende Karriere als Syndikus bei der Bank aufgegeben hätte und vorzugsweise im Hinblick auf den Generalvertrag mit der IG nach Japan gekommen, seine Existenz durch das Umschwenken der IG also gefährdet sei. Wir könnten der IG ein Recht zu diesem Umschwenken natürlich nicht bestreiten, hätten aber im Hinblick auf das durch viele markante Fälle gekennzeichnete Vertrauensverhältnis wohl erwarten dürfen, rechtzeitig von den Plänen der IG unterrichtet zu werden. Wir bäten daher, diese plötzlichen, unsre Interessen schwer schädigenden Maßnahmen zu revidieren.

Mein Freund Hermann Bosch, mit dem die Sachlage gründlich erörtert wurde, schloß sich unserm Standpunkt an und über-

nahm es, das Schreiben befürwortend an Direktor Waibel weiterzuleiten. Ohne auf Einzelheiten näher einzugehen: das Ergebnis unsrer Démarche war, daß die IG sich bereitfand, der neuen Patentabteilung die Vertretung stufenweise zu übertragen, so daß bis zur endgültigen Einstellung unsrer Arbeit etwa zwei Jahre vergehen würden. Wir haben uns wohl oder übel damit abfinden müssen, aber ein Mißverhältnis war eingetreten, eine Kluft entstanden, die das gute Einvernehmen zwischen uns und unsern früheren Geschäftsfreunden noch lange beschatteten. Ein Wort des Dankes für meine der IG jahrelang geleistete gute Arbeit habe ich nie erhalten. —

Von meiner Frau kamen aus dem Salzkammergut regelmäßig gute Nachrichten. Wir vereinbarten, daß sie Frau Elsa Boye für ein Jahr als unsern Gast mitbringen sollte. Ende März wollten die beiden auf der "Gneisenau" ausreisen. Ich beschloß, ihnen bis Hongkong entgegenzufahren. Zunächst hatte ich erst mal wieder einen nicht geringen Schrecken zu überwinden. Meine Frau teilte mir aus Port Said mit, daß sie wegen einer Schwellung an der Nase einen Arzt habe aufsuchen müssen, der sie sofort geschnitten habe. In großer Sorge erkundigte ich mich telegrafisch nach ihrem Befinden, worauf sie mir die für sie so bezeichnende Antwort rückdrahtete: "quietschfidel". Sie selbst war sorglos und strömte wieder Lebensfreude aus.

Um den 10. April herum begab ich mich zu einer neuen Fahrt über See nach Hongkong. Die "Gneisenau" sollte 2-3 Tage nach meiner "Asama Maru" dort eintreffen. Ich erfuhr jedoch auf der Lloyd-Agentur, daß der Dampfer wegen eines Propellerschadens mehrere Tage in Singapore festgehalten wurde und erst am 22. April ankäme. Das bedeutete für mich einen unwillkommenen Aufenthalt von etwa 10 Tagen, weil ich in Hongkong nichts rechtes mit mir anzufangen wußte. Das Hongkong Hotel war grauslich überfüllt, dazu lag mein Zimmer unglücklicherweise genau unter der Wäscherei, die unterm Dach betrieben wurde. Ab 4 Uhr morgens war an Schlaf nicht mehr zu denken, unaufhörlich trappelte es über mir. Die Motoren der Waschmaschinen brumnten so, daß der ganze Raum mit dem Bett zitterte. Ich mußte ausziehen und wurde von der Hotelleitung in dem weit außerhalb der Stadt am entgegengesetzten Ende der Insel liegenden Repulse Bay Hotel untergebracht, wo ich, zur Vorsicht gemahnt, meinen Wohnraum zunächst gründlich inspizierte. Ich fand alles in Ordnung. Von der See her wehte zudem eine frische Brise herein, auch der

Strand war schön. Das nur einstöckige Hotel lag einige Meter überm Meeresspiegel. Es hatte eine herrliche breite blumengeschmückte Terrasse. Hier würde ich den drei Nächte versäumten großen Schlaf nachholen können! Ein Omnibus vermittelte den Verkehr zwischen dem Stadthotel und der Dépendance. Ich wollte am Nachmittag umziehen, und bei glühender Hitze begann ich einzupacken. Ich mußte mich beeilen, da es spät geworden war und zu dämmern begann. Hastig wurde alles in einem großen Schrankkoffer verstaut, der im Innern verschiedene übereinanderliegende verschließbare Schubladen hatte. Ich schloß sie ab, warf auch das Schnappschloß des Koffers zu und wollte grade das Gepäck abtransportieren lassen, als ich meine Schlüssel vermißte. Nach langem Suchen fiel mir ein, daß sie an einer der inneren Schubladen hängengeblieben sein könnten! Was nun?! Der Schrankkoffer hatte ein Kunstschloß, das nur ein geschickter Schlosser öffnen konnte. Ein chinesischer Fachmann kam mit zwei Burschen und fingerte ratlos daran herum. Wenn er das Schloß nicht mit Gewalt aufbrechen wolle, müsse er erst einen Dietrich anfertigen, sagte er. Ich lief aufgeregt im Zimmer auf und ab und machte schließlich den ruhigen Chinesen so nervös, daß er mit seiner Arbeit nicht vorankam. Er bat mich höflich, ihn doch für einige Zeit allein zu lassen. Ich fuhr mit dem Fahrstuhl in die Bar hinunter und tröstete mich mit einem eiskalten Whisky-Soda. Kaum hatte ich ihn genossen, als ich telefonisch wieder hinaufgerufen wurde und der brave Chinamann mir freudestrahlend den weitgeöffneten Schrankkoffer vorwies, in dessen Innern tatsächlich die Unheilsschlüssel hängengeblieben waren. Nun war der Seelenfrieden wiederhergestellt. Ich lobte den tüchtigen Schlosser, entlohnte ihn reichlich, und die Fahrt zur Repulse Bay konnte losgehn.

Im Hotel waren nur wenige Gäste. Ich blieb für mich, schwamm morgens in der See und wanderte über die meist kahlen, jedoch von wunderschönen rotblühenden Hibiscussträuchern bedeckten Höhen. Gelegentlich machte ich einen langen Spaziergang zur Stadt. Dabei geriet ich einmal in die englische Befestigungszone und die Kasematten, aber die Soldaten nahmen keinen Anstoß am einsam wandernden Europäer und ließen mich ruhig weitergehn. Das wäre wohl nirgendwo so glatt gegangen, besonders nicht in unserm lieben Japan, wo die Spionitis grassierte.

In Hongkong waren übermäßig viele Chinesen, durch die Kämpfe mit Japan von Haus und Hof vertrieben. Auf den

Bürgersteigen in den Seitenstraßen kampierten nachts Haufen dieser unglücklichen Flüchtlinge ohne Schutz gegen den Regen. Abends trieben sich verdächtige Gestalten beiderlei Geschlechts, von denen man angesprochen wurde, in der Stadt herum.

Ich besuchte den deutschen Konsul und erfuhr viel Wissenswertes über die Kolonie und den großen Import deutscher Waren, der seit Kriegsausbruch sehr aufgeblüht war. Häufig erkundigte ich mich beim Lloyd nach den neuesten Nachrichten über die "Gneisenau", die bestimmt am 22. April Hongkong anlaufen würde. Ich fuhr auch probeweise mit der Fähre zur Landungsstelle Kowloon hinüber. Ab und zu besuchte ich ein recht gutes Kino, bis endlich der Tag der Ankunft der beiden Damen herankam. Mein Gepäck wurde schon tags zuvor dem NDL übergeben, den früh am Morgen brach ich zur Fahrt nach Kowloon auf, mit zwei großen Blumensträußen bewaffnet. Ich stand am Pier, sah den Dampfer herankommen und langsam festmachen — sah alsbald die geliebte Gestalt, strahlend wie die Morgensonne an der Reeling stehn und mit zuwinken. Ich eilte hinauf... wir lagen uns in den Armen! Wie groß war die Freude, als wir endlich wieder wohlbehalten beisammen waren! Ein unbeschreibliches Glück ging von Herz zu Herz, und die Freundin nahm freudig daran teil.

Nachdem meine Mitreise geordnet war und ich die geräumige Kabine bewundert hatte, machten wir zu dreien den üblichen Ausflug mit der Drahtseilbahn auf den Peak und zeigten Frau Boye, der alles neu war, die weite Aussicht über die Stadt und das Meer bis hinüber nach Kowloon und zum Festland. Abends lichtete unsre "Gneisenau" die Anker zur direkten Fahrt nach Yokohama.

Am nächsten Morgen, meinem 61. Geburtstag, mußte ich abgewandten Gesichts im Bett bleiben, bis meine Frau den Geburtstagstisch aufgebaut hatte: wunderhübsche kleine Porzellanengelchen aus Italien und u.a. eine farbenprächtige Teppichbrücke aus Ägypten. Meine Gegengabe waren einige Lieder, die ich für meine Frau nach ihren eigenen Gedichten komponiert hatte: "Heut ein Lied ich fand- so am Straßenrand" und "Süße lichtblaue Sterne", einmal als Volkslied, dann als Kunstlied vertont. Gleich nach dem Frühstück mußte ich ihr meine Gesänge auf dem Flügel vorführen. Sie war begeistert. Der Tag wurde an Bord mit Bekannten gefeiert, unter denen sich auch Hans Selig von Winckler & Co. und ein junger Mann namens Ahrens befanden. Ahrens, von seinem Onkel, dem Chef der

Firma Carlowitz, nach Tientsin berufen, wurde von meiner Frau mütterlich betreut.

Nach vier schönen Tagen auf See kamen wir in Yokohama an. Unsre Leute hatten zu unserm Empfang das ganze Haus mit Blumen und Girlanden festlich geschmückt. Bald fuhren wir auch für einige Tage nach Ninomiya hinaus. Unsre Freundin bewunderte unsern schönen Besitz und gewann auf kleinen Spaziergängen am Meer entlang einen vollen Eindruck von seiner einzigartigen Lage, den kiefernbestandenen Dünen und den herüberblickenden fernen Bergen. Wir machten im Wagen Ausflüge in die Hakoneberge und zu andern schönen Plätzen der näheren Umgebung, sogar nach Kyoto fuhren die beiden Damen, wohin ich sie aber nicht begleitete.

Am politischen Himmel sah es nicht rosig aus. Die Vereinigten Staaten hatten aus Ärger über den nicht endenwollenden Eroberungskrieg der Japaner in China ihren Handelsvertrag mit Japan gekündigt. Gleichzeitig schienen die Spannungen in Europa zu wachsen, und man fürchtete für den Frieden. Indessen fuhren Frau Boye und meine Frau in unser Sommerhaus nach Chuzenji und verlebten dort fern von allen Sorgen ums Weltgetriebe schöne, stille Wochen, teilweise mit mir zusammen, doch machte ich mir viele Gedanken wegen der politischen Lage, denn die Gefahr eines neuen Weltkriegs rückte unaufhaltsam näher. Noch einmal schien sich jedoch alles zum Guten zu wenden, als Ribbentrops Besuch bei Stalin und der Abschluß eines Nichtangriffspakts zwischen Deutschland und Rußland bekannt wurden. War damit eine ehrliche Verständigung erreicht und hatte Deutschland durch Rußland einen Rückhalt für landwirtschaftliche und Benzinlieferungen gewonnen, so war der Friede noch einmal gewährleistet. Auch das leidenschaftliche Polen würde, selbst unter dem Schutz der ihm gegebenen englischen Garantie schwerlich einer Einigung über die schwebenden Fragen mit Deutschland, der Hitler mit aller Macht zustrebte, ausweichen. Diese Hoffnungen wurden enttäuscht: Anfang September holte Hitler zum Schlag gegen Polen aus. Ungeachtet aller Bemühungen und Warnungen Englands ihn hiervon abzuhalten hielt Hitler an dem Glauben fest, daß England bluffe, zum Krieg nicht bereit und auch nicht fähig sei, Polen mit Waffen zu Hilfe zu eilen. England erklärte den Krieg, Frankreich schloß sich an, und das deutsche Heer, wie immer vom Offensivgeist beseelt, stand bald vor Warschau und schlug die polnische Wehrmacht in kaum 18 Tagen zusammen.

Der II. Weltkrieg war über uns hereingebrochen, und es galt, alle inneren Kräfte in sich aufzurufen und auf die Überlegenheit unsrer wiedererstandenen Armee und die altbewährte Tüchtigkeit des deutschen Soldaten zu vertrauen. Wie das Verhängnis hatte ausbrechen können und warum alle Verhandlungen um die Erhaltung des Friedens gescheitert waren, erfuhren wir hier draußen nicht. Wir wurden täglich mit den von der Botschaft ausgegebenen amtlichen Kriegsberichten aus Berlin abgespeist. Für uns galt die Losung: in der Stunde der Gefahr zum eignen Volk zu stehn und das "right or wrong—my country" zu sagen.

Meine Ferien wurden durch dieses Geschehen jäh unterbrochen. Ich mußte in Tokyo sein, um die Ereignisse besser verfolgen zu können und auch die Rückwirkungen des Kriegs auf unsre Praxis zu beobachten. Da Japan bis auf weiteres neutral blieb und sich hieraus alle möglichen Folgen völkerrechtlicher Natur ergaben ersuchte mich die Deutsche Botschaft um die Ausarbeitung einer Denkschrift über die rechtliche Stellung der Neutralen im Krieg. Die Botschaft selbst konnte mir für diese Arbeit nur dürftiges Material zur Verfügung stellen. Ich fand aber manches in meiner juristischen Bibliothek und verfaßte einen längeren Aufsatz, in dem ich alle in Betracht kommenden, hauptsächlich im Haag abgeschlossenen Konventionen anführte. Die Ausarbeitung fand den Beifall des Botschafters Ott und wurde in einer deutschen und einer japanischen Ausgabe verbreitet.

Unsre Arbeit im Büro wurde vorläufig nicht ernstlich gestört. Die Post aus Europa kam regelmäßig über Sibirien oder die USA. Mit der Zeit trat aber eine gewisse Einschränkung ein, und wir mußten vorsichtig operieren, um unsre Angestellten bei der Stange zu halten. In Japan hatte der Abschluß unsres Freundschaftspakts mit Rußland Bestürzung ausgelöst und den Rücktritt des deutschfreundlichen Kabinetts Hiranuma bewirkt. Die Stimmung im Lande war daher in der ersten Zeit des Kriegs durchaus nicht günstig für uns, denn das Hiranuma-Kabinet, das zwei Jahre zuvor den Beitritt Japans zum Antikominternpakt mit Deutschland und Italien bewerkstelligt hatte, mußte in der deutschen Haltung einen Bruch dieses Pakts erblicken. Japan gedachte, ähnlich wie im I. Weltkrieg, aus den Feindseligkeiten der andern Völker möglichst große politische Gewinne einzuheimsen. Der Krieg in Europa schien sich festzulaufen und — vom Seekrieg abgesehen — in ein Zuwarten mit Gewehr bei Fuß überzugehn. — Wir feierten Weihnachten still und in der leisen

Hoffnung, die Mächte würden am Ende doch dem großen allgemeinen Krieg in Europa ausweichen und Polen seinem Schicksal, d.h. seiner Aufteilung zwischen Deutschland und Rußland überlassen.

Das Jahr 1940 und 1941 (bis zum 26. März.)

So kam das Jahr 1940 heran. Meine Frau war quicklebendig, und auch der Altjahrsabend konnte bei bestem Wohlbefinden verbracht werden. Unsre Freundin Elsa Boye ging mit nach Ninomiya, wo wir uns während der vielen japanischen Neujahrsfeiertage im behaglichen Heim und in der beglückenden Winter-sonne an der Küste erholen konnten. Es wurde viel musiziert, und beide Damen ließen es sich nicht nehmen, mit ihren gut geschulten Stimmen auch meine eignen Gesänge vorzutragen.

Im März ging das für Frau Boye vorgesehene Japanjahr zu Ende, und sie fuhr über Sibirien nach Deutschland zurück. Frau Boye nahm recht bekümmert Abschied, und die Freundinnen zerdrückten manches Tränlein, da niemand sagen konnte, ob und wann ein Wiedersehen möglich sein würde.

Eines Abends im März gestand meine Frau, sie sei kürzlich mit Frau Boye zu einer neuen Untersuchung zu unserm Freund Para gegangen, weil sie seit einiger Zeit Schmerzen rechtsseitig unterhalb der Rippen verspürt habe. Para hätte die Sache als Interkostal-Neuralgie — im Zwischenrippenraum — diagnostiziert. Sie solle sich nicht weiter beunruhigen, mit der früheren Darmerkrankung habe das nichts zu tun. Sie wolle es mir nur erzählen, ich solle mich nicht ängstigen. Dennoch erschrak ich sehr und suchte insgeheim Dr. Para auf, um seine wahre Meinung zu hören. Ich bat ihn, mir unumwunden zu sagen, was er von dieser angeblichen Neuralgie halte, die Wahrheit sei besser zu ertragen als die Ungewißheit und das viele Grübeln. Er erklärte mir daraufhin, daß er nicht ganz frei von Sorgen über diese neuen Schmerzen sei, ich solle mir aber keine ernstesten Gedanken über eine etwaige Metastase machen. Er glaube nicht, daß es sich um einen neuen Krankheitsherd handle. Ich dankte ihm und nahm die Sache daher vorläufig so leicht wie meine Frau, die nicht regelmäßig an Schmerzen litt. Sie ließen sich mit einfachen Beruhigungstabletten bekämpfen, so daß wir bald garnicht mehr darüber sprachen und versuchten, uns unsres Lebens zu freuen, dankbar, daß das frühere große Leiden abgetan war.

Der Verlauf des europäischen Kriegs hielt uns in Atem. Ein konzentrierter Angriff auf England mit geheimnisvollen Minen,

wovon gefabelt wurde, kam nicht ab. Dafür brausten deutsche Heere über Dänemark und Norwegen hinweg, englische Landungen erfolgreich abwehrend. Es folgte der Überfall auf Holland, der erstaunliche Durchbruch durch die Maginolinie und die Überflutung von Nordfrankreich bis nach Paris und weiter südwärts. Gegen die Taktik des Blitzkriegs erwiesen sich die französischen Streitkräfte als ohnmächtig. Daß es den eingeschlossenen englischen Truppen in Dünkirchen befremdlicherweise gelang, sich der Gefangennahme und endgültigen Auflösung zu entziehen, nahm man mit Bedauern hin. Die großen Erfolge der deutschen Wehrmacht mußten, gleichviel, wie der einzelne zu den Fragen des Kriegsanlasses stand, unsre Herzen höher schlagen lassen und sie mit Vertrauen auf einen endgültigen Sieg erfüllen. Die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen wirkten auch auf meinen Gemütszustand sowie auf das noch nicht ganz ausgeheilte neuralgische Leiden meiner Frau günstig. Sie ging Anfang Juli wieder nach Chuzenji, ich kam bald nach, und eine Zeitlang ging alles gut, ohne daß sie viel unter Schmerzen zu leiden gehabt hätte. Gelegentlich fuhr ich zur Arbeit "zu Tal". Im August wollte ich mich dann oben richtig längere Zeit von der unausstehlichen Tropenhitze erholen. Wir hatten allerlei Hausbesuch, aber die sonstige frohe Ferienstimmung wurde dadurch gedämpft, daß sich die Schmerzen bei meiner Frau von den Rippen aus langsam nach der rechten Schulter verlagerten und ihr immer stärker zusetzten. Frau Dr. Becker, die ebenfalls den Sommer in Chuzenji verbrachte, stand ihr in Behandlung und Pflege freundlich zur Seite. Sie stellte die gleiche Diagnose wie Dr. Para und nahm an, daß die Neuralgie nun eine Zeitlang auf die oberen Gliedmaßen ausstrahle. Stärkere Beruhigungsmittel machten die Schmerzen erträglich, Schwefelbäder im nahen Yumoto taten ein übriges, so daß wir keinen Anlaß hatten, uns größere Sorgen zu machen, um so weniger, als meine Frau ihre muntre Laune behielt und selbst nicht viel von den "kleinen Wehwehchens" sprechen wollte.

Frau Erna Sonderhoff kam wie gewöhnlich mit ihren beiden wohlherzogen Kindern für zwei Wochen zu uns hinauf, und wir verlebten mit ihr, der noch nicht ganz sechsjährigen Ursula und dem fast dreijährigen Hartwig vergnügte Tage.

Am 16. August wurden wir nachts durch einen Brand des uns gegenüberliegenden Hauses unten am Seeufer erschreckt. Die Feuerwehr kam mit viel Getöse angebraust, Menschen sammelten sich vor dem brennenden Haus an, Bäume gerieten

in Brand, und für ein paar Minuten schwebten wir in großer Angst, daß von den Bäumen jenseits der Straße das Feuer auf unsern Garten überspringen und unser Haus anstecken könnte. Mit unserm treuen Hausmann Mori schafften wir Eimer mit Wasser herbei, um gerüstet zu sein, doch der Wind meinte es gnädig und blies die Flammen der Seeseite zu.

Ein dürftig bekleideter kleiner Engländer erschien bei uns und erzählte, daß er sich mit dem ihm befreundeten halbjapanischen Besitzer nur mit Mühe aus dem Haus habe retten können und zwei Satz seiner Zähne dabei "minus" gemacht hätte! Um ihn zu trösten stärkte ich ihn mit einem Kognak und lud ihn ein, bei uns zu übernachten. Er wollte aber lieber die Gastfreundschaft der nahegelegenen Kanadischen Legation in Anspruch nehmen und empfahl sich bald mit vielen Danksagungen.

Frau Erna Sonderhoff hatte während dieser aufregenden Stunden am Bett meiner Frau gesessen, um sie über die Brandgefahr zu beruhigen.

In den nächsten Tagen verschlimmerte sich das Leiden meiner Frau, die Schmerzen im Arm wurden ärger und machten ihr das Leben schwer. Eines Nachts hatte sie so heftige Schmerzen, daß wir Frau Dr. Becker rufen mußten, die ihr mit einer Injektion Ruhe verschaffte. Sie hatte bis dahin noch täglich gemalt und gezeichnet und eine Reihe hübscher Skizzen fertiggebracht. Ihr letztes Bild waren große blühende Päonien, ein Aquarell. Nun tat ihr auch die Hand weh, und sie mußte zu ihrem Leidwesen den Pinsel sinken lassen. Die Sorge darüber, wie wir ihr helfen und sie heilen könnten warf erneut dunkle Schatten auf die so frohgemut begonnene Sommerzeit im schönen Chuzenji. Aber meine Frau bewahrte auch jetzt ihre gute Laune und verscheuchte meine und der Freunde Sorgen, wenn sie bei Schmerzanfällen unsre mitleidigen Blicke sah.

Wir konnten am 26. August 1940 ihren 66. Geburtstag, an dem sie sich tapfer hielt, mit Gästen fröhlich feiern. Außer Sonderhoffs — auch Dr. Sonderhoff war heraufgekommen — nahmen Hermann Bosch, Beckers, Frau Sophie Favre und andre Freunde teil.

Ich hatte in den letzten Wochen eine größere Orchesterphantasie über das Lied vom guten Kameraden geschrieben, deren Klavierentwurf ich meiner Frau zum Geburtstag weihte und nach der Mittagstafel ihr und den Freunden auf dem Klavier vortrug. Alle lauschten diesen zeitgemäßen Tönen mit Ergriffenheit, meine Frau war davon ganz hingenommen.

Ein Tänzchen zur Grammophonmusik machte alle fröhlich. Auch meine Dora-Maria ließ sich bald von diesem, bald von jenem im Tanz schwenken und war so mit ganzer Seele dabei, daß sie ihre Schmerzen völlig vergaß und überwand. Stürmische Heiterkeit erregte ein Solotanz von Dr. Becker, in dem er sich als Stepkünstler entpuppte und seine geschmeidigen Beine so locker und frei spielen ließ als sei er aus Kautschuk gemacht. Diese Vorführung war so urkomisch, daß er unter großem Applaus immer wieder aufgefordert wurde, sich weiter zu produzieren.

Die Sonne schien, und es war ein echter froher Festtag, der sich bis in den Abend ausdehnte. Es sollte der letzte gewesen sein, den wir ganz im alten Stil, heiter und gelöst mit unsern Freunden verlebten, denn wieder und wieder mußten wir an den folgenden Tagen mitansehen, wie arg das schmerzhaftē Leiden meiner Frau zusetzte. Obwohl Frau Dr. Becker uns immer wieder Mut zusprach vermochte ich die schwarzen Gedanken über die Ursache des Leidens nicht zu bannen. Frau Dr. Becker ging Anfang September nach Tokyo zurück. Auch wir verließen Chuzenji früher als geplant, um in Yokohama eine gründliche Untersuchung meiner Frau einzuleiten. Dr. Para und der neue deutsche Arzt Dr. Wirtz, der im Fremden-Hospital, dem sog. General Hospital, arbeitete, machten Röntgenaufnahmen, denn unser Freund Para, jetzt doch sehr ernst gestimmt, vermutete, daß ein Krankheitsherd im oberen Teil der Wirbelsäule die Ursache der heftigen Armschmerzen sein könne. Dr. Wirtz behauptete, auf dem Röntgenfilm eine Anlagerung im Nackenwirbel festgestellt zu haben. Das war eine furchtbare Entdeckung! Also mußte es sich doch um eine metastatische Erscheinung handeln. Dr. Para meinte zwar, die Röntgenaufnahme sei nicht beweiskräftig, jedoch kamen er und Frau Dr. Becker zu dem Schluß: wenn es sich um ein neues bösartiges Leiden dieser Art handle, für das in Japan die nötige Radium- oder andre geeignete Bestrahlung nicht gemacht werden könne, sollte ich die Kranke nach Peking bringen, wo das Deutsche Hospital über moderne Apparate verfüge, auch das Rockefeller-Institut für eine Radiumbehandlung geeignet sei. Sehr schweren Herzens entschloß ich mich zu dieser Reise. Meiner Frau wurde das Ergebnis der Untersuchung vorläufig verschwiegen.

Da Sonderhoffs gerade in Peking weilten, bat ich Dr. Sonderhoff, das Deutsche Hospital auf unsre Übersiedlung vorzubereiten und den leitenden Arzt Prof. Huwer zu konsultieren. Huwer

riet, die Patientin nach Peking kommen zu lassen. Er sei bereit, die Behandlung zu übernehmen. Wir rüsteten uns daher zur Reise dorthin.

Der größeren Bequemlichkeit wegen wollten wir anstatt des kürzeren Landwegs von Kobe bis Dairen einen japanischen Dampfer benutzen. Von Dairen sollte uns ein anderer Dampfer nach Tientsin bringen. Frau Sophie Favre, die das Japanische vollkommen beherrschte, tat meiner Frau die Liebe, sie als Pflegerin und Reisemarschallin zu begleiten. Der ihr befreundete Ministerpräsident Fürst Konoye hatte ihr für die Fahrt durch das jetzt ganz von japanischem Militär besetzte Nordchina seine Visitenkarte mit einer Empfehlung an die japanischen Behörden mitgegeben. Auf diese Weise blieben uns auf dieser kummervollen Reise Schwierigkeiten ob des Kriegszustands erspart.

Wir wollten in der ersten Oktoberwoche mit einem D-Zug im reservierten Schlafabteil nach Kobe fahren. Wir waren recht frühzeitig auf dem Bahnhof in Yokohama, wo uns aufgeregte Gepäckträger mit der Nachricht erschreckten, der Zug sei infolge Fahrplanänderung schon durchgekommen! Sie hätten, bestürzt über unser Ausbleiben, vergeblich versucht, uns telefonisch hiervon zu verständigen. Ich war außer mir! In meinem ganzen Leben hatte ich noch niemals eine wichtige Zugverbindung verpaßt, und nun mußte uns das auf der Reise mit der schwerkranken geliebten Frau passieren! Ein Unstern schien über dieser Reise zu liegen. Wir wollten den nächsten Schnellzug, der nur 2. und 3. Klasse hatte, benutzen, stiegen auch ein, fanden uns aber in dem überfüllten Wagen inmitten eines Gewimmels von Menschen. Meine Frau, immer zu allem bereit, setzte sich auf einen ihr angebotenen Schaffnerplatz, aber Frau Favre und ich sahen gleich, daß dies ein unmöglicher Transport sein würde, wenn sie in ihrem leidenden Zustand die ganze Nacht auf dem Holzsitz hätte zubringen müssen. An der ersten Haltestelle, in Ofuna, stiegen wir also wieder aus, fuhren nach Yokohama zurück, telefonierten nach unserm Wagen und landeten, deprimiert über diesen Fehlschlag, wieder in unserm Heim. In Kobe konnten wir den Dampfer nicht mehr erreichen, aber vielleicht in Moji bei Shimonoseki, wenn wir am nächsten Abend den durchgehenden Nachtschnellzug nähmen. Frau Sophie und ich beeilten uns, die schwer erhältlichen Schlafwagenkarten für diesen Zug in Tokyo zu besorgen. Nach langen Verhandlungen und vielem Zureden brachte unsre Freundin es fertig, uns drei Schlafwagenkarten zu sichern, und so stiegen wir mit einem

Gefühl der Erleichterung in diesen Zug. Die Aufregung war aber wohl zu viel für die arme Kranke gewesen. Sie litt unter unsäglichen Schmerzen. Erst mit Hilfe immer stärkerer Betäubungsmittel fand sie endlich den ersehnten Schlaf. Eins ging auf dieser Reise aber wenigstens glatt vonstatten: nach Überquerung der Straße von Shimonoseki fanden wir unsern Dampfer richtig noch im Hafen von Moji vor Anker liegen und konnten meiner Frau in der Kabine des recht guten Schiffs nun Erholung und Ruhe verschaffen. Die Fahrt nach Dairen verlief bei ruhiger See sehr angenehm. Meine Frau fühlte sich kräftig genug mit uns im Eßsaal zu speisen. Hier trafen wir deutsche Bekannte: Herrn Kuhweide von der IG in Kobe mit Frau und einen andern mir von früher her gut bekannten Vertreter der IG, Herrn Andreas, der, krank geworden, nach Hause reisen sollte.

In Dairen schickte uns das überfüllte Yamato Hotel in seine Dépendance in Hoshigaura, etwa eine Stunde Autofahrt entfernt, wo wir eine Nacht zubrachten. Eine bemerkenswerte Bekanntschaft machten wir in diesem Hotel: die mit Ameisen, die das Badezimmer und die Wanne überfluteten, sobald die Röhren heiß wurden. Tausende dieser neckischen Störenfriede mußten weggespült werden, ehe wir baden konnten.

Mit einem kleineren Dampfer fuhren wir am nächsten Mittag von Dairen nach Tientsin. Das Schiffchen fing gehörig zu schaukeln an. Sophie und ich mußten unsre Kabinen bald aufsuchen, während meine seefeste Frau aufblieb.

Endlich erreichten wir Peking und das Hotel Waggon-Lits, wo man sich unsrer noch vom schönen Aufenthalt im Herbst 1936 erinnerte und gute Zimmer reserviert hatte. Am nächsten Morgen brachten wir meine Frau zu Prof. Huwer ins nahegelegene Deutsche Hospital. Die Klinik wurde glänzend geführt, und protestantische Krankenschwestern nahmen sich der Patientin sofort liebevoll an. Das Zimmer im 2. Stock hatte eine große Veranda, auf der die Kranke bei gutem Wetter in der trocknen frischen Luft von Peking in der Sonne liegen konnte. Meine Frau war über das freundliche Personal und den stattlichen noch jugendlichen und liebenswürdigen Professor Huwer sehr glücklich und fühlte sich nun in sicherer Hut.

Bei den ersten Untersuchungen wurden zunächst Amöben im Verdauungssystem festgestellt, die entfernt werden mußten. Dieser Befund ließ die Hoffnung aufleben, daß die Ursache vielleicht doch hierin lag. Aber schon zwei Tage später zeigten mir

Prof. Huwer und der hinzugezogene Lungenspezialist des Hospitals Dr. Eckert einen sehr gelungenen Röntgenfilm. Sie sagten, sie hätten beim Anblick der Lunge einen Schreck bekommen und zuerst geglaubt, es handle sich um eine ausgedehnte Tb. Bei genauer Prüfung waren sie aber zu dem Schluß gelangt, daß die ganze Lunge von mikroskopisch kleinen Wucherzellen übersät sei. Sie zeigten mir die vielen Pünktchen im Lungenbild, die deutlich auf Krebszellen hinwiesen, und so müsse die Diagnose leider auf Lungenkrebs lauten. Diese Auskunft erschütterte mich zutiefst. Ich raffte mich jedoch auf und fragte, was dagegen zu tun sei. Bestrahlung sei das einzige, was vielleicht helfen könne, aber noch stünde es nicht endgültig fest, tägliche klinische Beobachtung würde restlose Klarheit schaffen. Sie wollten den Mut nicht sinken lassen.

Ich ging ins Hotel zurück, schwankend wie ein Nachtwandler über eine Brücke ohne Geländer geht, in Gefahr abzustürzen und vom Strom hinweggerissen zu werden. . . . Die letzten Worte der Ärzte waren mir zum Trost gesprochen worden, um meiner Kopfhängerei und Melancholie vorzubeugen, die die Kranke erkannt und schwer belastet hätten. Ich fühlte das und riß alle Willenskraft zusammen in dem Entschluß, auf alle Fälle mannhaft zu bleiben, ihr meine zerbrochenen Hoffnungen nicht im geringsten zu zeigen und ihr der allezeit auf sichere Heilung hoffende immer frohgemute Mann zu bleiben. . . .

Die Ärzte sprachen der Kranken gegenüber nur von den Amöben als der Ursache ihres Leidens. Auf die mehrtägigen Darmspülungen setzten wieder schlimme Schmerzen im rechten Arm ein, wogegen es nichts anders gab als ein gelindes Morphiumpreparat von Merck, "Eukodal". Wir regelten unsre Besuche. Ich ging vormittags ins Hospital, Sophie kam nach der Mittagsruhe gegen 3 Uhr, dann war wieder ich an ihrem Bett bis in die Abendstunden hinein. Wir fanden meine Dora-Maria immer aufgeräumt und in hoffnungsfreudiger Stimmung. Die ständige Herbstsonne, die frische Luft und die Atmosphäre des Spitals taten ihr unendlich gut. Oft mußte ich mich vor ihrer Zimmertür erst zusammenreißen und die Maske anlegen, die den inneren Menschen verbarg. Ich will mich aber in diesen Aufzeichnungen nicht vivisezieren. Ich war zum Handeln geboren und ging, wie der Jurist in mir, der vor einem nicht völlig erkennbaren Tatbestand steht, zur Nachprüfung über und veranlaßte die Übermittlung einer kleinen Reproduktion des Röntgenbilds an einen Berliner Sanitätsrat mit dem Ersuchen,

diese mit einer früheren Röntgenaufnahme von der Lunge meiner Frau zu vergleichen. Die Antwort erhielt ich durch meinen Pflegesohn Gustav Richter. Das frühere Bild weise keine Spur der jetzigen Erkrankung auf. Ich bat auch meinen Freund und Kriegskameraden Meyermann, Leiter der Sternwarte und Professor für Astronomie an der Universität Göttingen, sich mit dem ersten Internisten der Universität über den Fall und seine Heilungsmöglichkeiten zu besprechen. Die Auskunft klang recht deprimierend, doch ich durfte den Mut nicht sinken lassen und mußte mich kräftig zeigen.

Nachmittags pflegte ich meiner Frau vorzulesen. Sie selbst las zwar auch etwas, es strengte sie aber an. Sie hatte es gern, wenn ich ihr vorlas, und so haben wir nacheinander viele Werke unsrer klassischen Literatur wieder vorgenommen. Auch ein Buch des großen deutschen Chirurgen Bier über die Psychologie der Kranken interessierte sie sehr, ohne sie aufzuregen. Schließlich gingen wir zu Heiterem über. Ich mußte ihr vieles von Fritz Reuter wieder in Erinnerung bringen und sie, mit dem ostfriesischen Platt aufgewachsen, lachte viel über meine mangelhafte Aussprache. Ich habe ihr die ganze "Stromtid" und "Franzoesentid" vorgelesen, und sie hatte eine ungeheure Freude an Onkel Bräsig und den andern Gestalten Reuters.

Kuhweides wohnten einige Wochen im gleichen Hotel wie ich. Auf seine Bitte führte ich Herrn Kuhweide im Deutschen Klub ein. Eines Tages, als meine Frau wieder ihre Morphiumspritze bekommen hatte und Prof. Huwer mit kummervoller Miene an ihrem Bett stand, sagte sie zu ihm: "Na, nu weene man nich, Kleener!" Ich erzählte das Kuhweide. "Nein", meinte er, "Ihre Frau ist großartig. Sie tröstet ihren Arzt über sich selbst!" Ja, so war sie, und sie trug ihr Leiden mit erstaunlicher Kraft. Sie war geistig sehr lebendig, hörte immer interessiert die Kriegsberichte an, die ich vorlas, genoß den Blick von der Veranda auf das schöne Hatamentor, versenkte sich im Geist in ihre malerischen Vorstellungen und schrieb sogar mit schmerzenden Fingern unbeholfen kleine Gedichte auf, darunter eins, in dem sie die Errungenschaften der Medizin pries, womit sie in erster Linie die Spritzen meinte, die ihr wundersame Erlösung von den bitteren Schmerzen brachten.

Kuhweides reisten ab. Andre Bekannte luden mich ein, um mich von meinem Kummer abzulenken: Herr und Frau Dr. Haas (Dr. Haas, früher Handelsattaché bei der Deutschen Botschaft in Tokyo, jetzt wissenschaftlicher Berater für die IG), Herr Illies,

Enkel des Gründers der größten deutschen Firma in Japan, mit Frau und der ehemalige Vizekonsul von Yokohama, Herr Hoops und Frau. Die Damen suchten gelegentlich meine Frau im Hospital auf und zeigten viel Anteilnahme, namentlich Frau Hoops, eine geborene Baltin, verstand es, sie durch komische Erzählungen aus ihrer Heimat zu erheitern. Auch der Geschäftsträger der Botschaft, Herr Altenburg, lud mich abends wiederholt ein. Oft begleitete mich Frau Sophie Favre, die aber dank ihrer weitverzweigten japanischen Beziehungen auch Anschluß an führende japanische Militärs fand. Mit Oberbaurat Böttcher und Frau trat ich durch die Musik in Beziehung. Er war ein recht tüchtiger Geiger, komponierte sogar, und ich mußte ihn zu einer eignen Violinsonate begleiten. Besonders aber nahm sich Frau Prof. Wilhelm meiner an, mit der ich 1920 nach der Kriegsgefangenschaft auf der "Nankai Maru" heimgefahren war. Sie arbeitete an der Herausgabe der Werke und einer Biographie ihres frühverstorbenen Mannes, des bedeutenden Sinologen, über den ich früher schon berichtet habe. Ihr Sohn Helmuth war in die Fußstapfen seines Vaters getreten und ein großer Kenner des Chinesischen geworden. Er war Professor für deutsche Literatur an der Pekinger Universität und nahm gelegentlich mit seiner Frau an den Abenden bei Frau Wilhelm teil. Ihr konnte ich mein Herz ausschütten. Sie war immer voller Teilnahme, besuchte auch meine Frau regelmäßig im Hospital. — Auf diese Weise lernte ich das so ganz anders geartete Leben der Europäer in den wunderschönen chinesischen Häusern, aus vielen einzelnen voneinander getrennten, nur von außen zugänglichen Zimmern zusammengesetzt, kennen.

Nachts beschäftigte ich mich mit der Instrumentation und Ausarbeitung der Orchesterpartitur meiner Phantasie über das Lied vom Guten Kameraden. Diese Arbeit war mehr als alle Unterhaltungen dazu angetan, mich vom Leidenszustand meiner Liebsten abzulenken und die schweren Sorgen vergessen zu machen, da dabei die innere Tonwelt äußerste Konzentration erforderte. Oft konnte ich ohne Mittel keine Ruhe finden, dazu wurde ich in diesem altmodischen Hotel regelmäßig um 4 Uhr morgens durch ein Donnergeräusch der technisch längst überholten Dampfheizung aus dem Schlaf geweckt. Da keine Beschwerde half mußte ich mich schließlich nach einer andern Bleibe umsehen. Sr. Gertrud, die das Legationshospiz leitete, bot mir einen von ihr gemieteten Bungalow an. Er lag nur 5 Minuten von ihrer Pension entfernt, war, wie alle chinesischen

Häuser, aus festem Stein gebaut und hatte vier große Räume, die durch einen einzigen riesengroßen Kachelofen geheizt wurden. Der Bungalow war von Russen gebaut worden, die sich auf solche Erwärmungsmethoden gut verstehn. Mitte Dezember zog ich um. Ein mir von Sr. Gertrud ausgeliehener guter chinesischer Boy holte das Essen für mich in einem heißen Behälter aus der Pension. Die Küche von Sr. Gertrud war vorzüglich. Ein Kuli besorgte die Heizung und Reinigung der Zimmer. — Ich mietete mir auch ein passables Klavier. Ich erzählte das alles meiner Frau, und sie strahlte vor Freude, als ich ihr sagte, ich würde sie an einem guten Tag mal im Auto in "mein Haus" bringen, ihr etwas auf dem Klavier vorspielen, und wir würden dort dann gemütlich zusammen speisen. Dazu ist es leider nie gekommen....

Weihnachten nahte. Unsre Freundin Sophie nahm Urlaub, um in Japan ein ererbtes Bergwerk zu verkaufen. Im Januar wollte sie wiederkommen. Ich kaufte kleine Weihnachtsgaben für mein Dörchen: einen schönen gestickten Wandbehang und einige hübsche chinesische Dinge von der deutschen Kunsthändlerin Frau Leppich.

Am Heiligen Abend wurde ein Weihnachtsbaum im Zimmer meiner Frau angezündet, ein kleiner sehr guter Chor von Schwestern sang die alten Weihnachtslieder auf dem Gang vorm Krankenzimmer. Wir tauschten unsre Gaben aus, und es herrschte eitel Freude und Glück zwischen uns. Meine Frau beschenkte die Oberschwester und andre Schwestern mit ihren besten letzten Aquarellen, die ich aus Japan hatte kommen und in Peking einrahmen lassen. Für Ahrens aus Tientsin, ihren jungen Freund von der "Gneisenau", der ab und zu kam und auch während der Festtage erwartet wurde, hatte sie ihr allerletztes Bild, das mit den schönen Pänien, reserviert. Sie bemerkte meine Wehmut darüber und sagte: "Sei doch nicht traurig darum, das male ich Dir doch rasch wieder, wenn wir erst ein paar Wochen in Yokohama zurück sind." — Am 1. Festtag konnte meine Frau an der Feier im Hospital teilnehmen. Sie wurde im Bett hinuntergebracht. Pfarrer Lehmann hielt eine Ansprache, und Gesang und Harmonium-Musik verschönten die Feier, an der fast die ganze deutsche Gemeinde von Peking teilnahm.

Wenige Tage darauf kam Fräulein Krämer aus Yokohama zum Besuch. Sie munterte meine Frau durch neueste Erzählungen aus Yokohama und Tokyo auf und war ganz unsre liebe alte

Freundin. Sie wohnte bei Sr. Gertrud, kam aber abends zu mir hinüber und teilte meine Betrübniß. Sylvester saßen wir im Waggon-Lits zusammen in Gesprächen über "alte unnennbare Tage", unsre Sorgen durch ein Glas Punsch betäubend.

Kurz nach Neujahr bat mich Prof. Huwer in sein Sprechzimmer und sagte mir traurig und bewegt, daß er keine Hoffnung mehr habe meine Liebste zu heilen. Er würde die Bestrahlungen täglich nach den allerneusten Methoden fortsetzen, die unentbehrlichen Morphiumdosen wirkten aber lebenverkürzend, und sie werde wohl in wenigen Wochen aus dem Leben scheiden. Er hatte meine Frau sehr lieb gewonnen, und die Worte wurden ihm schwer. Er drückte mir beide Hände. Weder Fräulein Krämer noch Frau Gusti Brandt, eine Freundin aus Tokyo, konnten es begreifen, daß meine Frau so bald dahingehen müsse, da sie sie angeregt, heiter und lebendig an allem teilnehmend erlebt hatten. Beide Freundinnen, die ein rechter Trost für mich gewesen waren, reisten wieder ab.

Wenn ich morgens ins Hospital kam, erzählte mir die getreue Sr. Helene oft von schlimmen Nächten. Ich durfte aber meine Frau nicht danach fragen. Sie lehnte das beinahe heftig ab, und liebevoll bat sie mich gleich wieder dafür um Verzeihung. Sie wollte so wenig die kranke Frau wie ich der leidbeschwerte Ehemann sein. Wie gut es mir gelang sie zu täuschen bewiesen ihre mich erschütternden Worte zu Sr. Helene: "Mein Mann ist immer so fröhlich und weiß garnicht, wie es um mich steht."

In diesen Tagen besprach ich mit Prof. Huwer den Plan, meinen Schwager Georg Schramme und seine Frau Martha zu einem letzten Wiedersehn über Sibirien herauskommen zu lassen. Meine Frau hatte unter Tränen ein Bild der deutschen Heimat angeschaut und von ihrem innigst geliebten Bruder Georg gesprochen. Huwer meinte, daß das sicher eine große Freude für die arme Kranke sein würde. Ich setzte sofort alle Hebel in Bewegung, und durch meinen Freund im AA Konsul Buttman wurde in wenigen Wochen die beschwerliche Winterreise durch Sibirien vorbereitet. Frau Sophie Favre kehrte krank von Japan zurück und mußte sich gleich mit einer Erkältung ins Hospital legen. Freund Meyermann, mit dem ich laufend korrespondierte, gab mir einen Rat des schon einmal befragten Göttinger Internisten weiter: zur Behebung der unerträglichen Schmerzen im Arm den Hauptnerv oberhalb der Schulter zu durchschneiden, eine bekannte Operation, die vielfach gemacht wird. Prof. Huwer lehnte das aber ab, weil es Lähmungen und

sonstige Beschwerden zur Folge haben würde.

Eine große Freude war es für meine Frau, als ich ihr den von der chinesischen Druckerei des Schriftstellers und Dichters Vincenz Hundhausen besorgten Druck ihrer in Japan entstandenen Gedichte und des kleinen Epos "Ein Tempellied", nach ostasiatischem Muster schönstens ausgeführt, zeigen konnte. Hundhausen selbst hatten die Gedichte sehr gefallen. Er hatte meine Frau auch schon besucht und ihr für manche von großem Verständnis für Ostasien zeugenden Verse Anerkennung gezollt.

Hundhausen war ein Unikum, einer von den ganz im östlichen Empfinden aufgehenden Europäern, die damals noch in mehreren Exemplaren in Peking lebten. Er war als Rechtsanwalt zum Ordnen einer großen deutschen Hinterlassenschaft nach China gekommen, war dort hängen geblieben, hatte Chinesisch studiert und viele chinesische Klassiker in einer bisher unübertroffenen Weise nachempfunden und in deutsche Verse umgegossen. Alles war in der eignen Druckerei entstanden, und sicher werden diese Werke einmal in Europa als Meisterübertragungen geschätzt werden.

Mit Frau Prof. Wilhelm besuchte ich Hundhausen eines Mittags auf seiner außerhalb Pekings gelegenen Pappelinsel zum Schweinebratenessen. In mehreren Gehöften betrieben an die 50 chinesische Angestellte mit selbstgegossenen künstlerisch geformten Buchstaben das Druckereihandwerk fast im Stil von Gutenberg. Er führte uns durch alle Abteilungen, und es war sehr interessant, die geschickten Chinesen mit ihren flinken Händen in den verschiedenen Stadien der Druckerei zu beobachten. Nur über eins mußte man sich höchlichst verwundern: das war der unbeschreibliche Dreck überall, dazu die schmierigen Chinesen und eine unglaubliche Menge verruster Spinnenfäden, die von den Decken herabhingen und uns im Gesicht kleben blieben. Ich fragte Hundhausen: "Können die Leute denn nicht diese schwarzen Spinnenfäden mit einem Stock entfernen?" worauf er trocken meinte, das wäre wohl für einmal möglich, nicht aber für immer, auch seien die Chinesen daran gewöhnt. Genau so schmutzig waren der Tisch, das Geschirr und die Bestecke. Das Mahl aber, das er uns vorsetzte, zeigte die hohe Kochkunst der Chinesen. Es war köstlich zubereitet.

Hundhausen kam eines Abends mit Prof. Huwer auch zu mir zum Essen in meinen Bungalow. Ich mußte ihnen nachher einige meiner Kompositionen, auch mein bis dahin größtes Opus, den Heldengesang vom "Guten Kameraden" vorspielen. Ich habe

mich mit den beiden hochgebildeten Männern, besonders mit Hundhausen als dem Philosophen und gründlichen Kenner Chinas, sehr angeregt unterhalten. —

Meine arme Frau wurde von Woche zu Woche schwächer. Sie meinte indessen, die Bestrahlung hätte doch Erfolg gehabt, sie könne den Arm etwas freier bewegen. Im Bedürfnis sie aufzuheitern hatte ich unsern nächsten Freunden geschrieben, sie möchten in ihren Briefen nur nicht so viel von ihrer Krankheit erwähnen, sondern möglichst nur Heiteres berichten. Einer lieben Freundin von uns, Frau Hildegard Larsson von der IG in Tokyo, nach dem Weggang der beiden "Riesendamen" Fräulein Rüder und Fräulein Dann die einzige uns nahestehende jüngere Freundin, gelang das in launigen Versen sehr gut. Meine Frau wollte gern allen, die ihr schrieben, persönlich antworten. Ein gerade beschäftigungsloser Stenograph wurde engagiert, dem sie regelmäßig nachmittags eine Stunde lang in amüsantester und heiterster Form Briefe nach Japan und Deutschland diktierte und in denen sie kaum etwas über ihre Krankheit schrieb. So wurde z.B. Frau Dr. Becker ob ihrer Behendigkeit "Wippsteert" angeredet. Ich war oft Zeuge, wie sie unmittelbar nach einer Morphiumspritze sich lebendig und ausgelassen schriftlich äußerte.

Daß Schrammes kommen würden hatte ich ihr erst einige Tage vor ihrer Abreise von Berlin angedeutet und um sie ja nicht zu erschrecken als Grund angegeben, daß ich, sobald die beiden hier wären, zu meiner Arbeit nach Tokyo zurückkehren könne. Das nahm sie, wie ich glaube, auch ohne Hintergedanken hin, rechnete aber doch im Stillen nach, als ich sie auf die baldige Ankunft der Verwandten vorbereitete: "Das ging ja so schnell", meinte sie. "Ja, die Reise nach Peking dauert doch nicht so lang wie die nach Japan." Am 15. Februar trafen Schrammes wohlbehalten in Peking ein. Vor der Tür des Krankenzimmers konnte ich lange meiner Bewegung nicht Herr werden. Beim Eintreten vermochte ich dann aber meinem Dörchen zu sagen: "Georg und Martha sind eben angekommen." Sie richtete sich auf: "Wo sind sie?" Es wurde ein tränenreiches Wiedersehen. Huwer sagte mir später, sie habe am Kommen der Geschwister eine letzte unbändige Freude gehabt. Sie wurden bei Sr. Gertrud untergebracht und besuchten die Kranke regelmäßig nachmittags mit mir zusammen. Mein Dörchen hörte zunächst immer mit Interesse die Kriegsberichte, und wenn sie selbst auch allmählich immer weniger sprach, so lauschte sie doch hellhörig unserm

Geplauder über Berlin im Krieg, die Reise über Sibirien u.dgl. mehr.

Eines Abends sagte sie: "Mir hat geträumt, ich bekäme frische japanische Erdbeeren zu essen". Gerade an diesem Tag war Frau Leppich aus Japan zurückgekommen und hatte Erdbeeren mitgebracht. Sie gab davon gern einen Kasten an die Kranke ab, die, begeistert über diese Kostbarkeit im Winter — wie mir Sr. Helene erzählte — sich beinahe in den Finger biß. Ich beorderte mit Luftpost aus Tokyo täglich ein Kistchen frischer Erdbeeren, und das war das einzige, was sie bis Ende Februar gern zu sich nahm. —

Das Morphinum rief einen allmählich immer länger werdenden Dämmer Schlaf hervor, und doch hörte sie bis gegen Ende des Monats immer noch aufmerksam hin auf das, was wir erzählten. Sophie fragte sie einmal: "Weißt Du noch, Dörchen, wie Dr. Becker an Deinem Geburtstag in Chuzenji so urkomisch das Tanzbein schwang?" worauf sie erwiderte: "Lat mi man erst wedder upstahn!"....

Zur Verwunderung von Prof. Huwer war ihr Geist immer noch rege, wenn man mit ihr sprach. Sie hielt viele Wochen länger durch als nach ärztlicher Wissenschaft zu erwarten gewesen war. Am 1. März verständigte mich Huwer aber, daß sie nun wohl ganz in einen Dämmer Schlaf versinken und schmerzlos bis zum Ende, das jeden Tag kommen könne, darin verharren würde. Ich bezog ein Zimmer im Krankenhaus und wick nicht von ihrem Bett. Ich spürte, daß sie um meine Nähe wußte, aber sie war doch schon jenseits dieser Welt.... In der Nacht zum 3. März weckte mich die Nachtschwester aus kurzem Schlaf, sie fürchte, das Ende stünde bevor. Als Dr. Eckert kam, atmete sie noch leise. Wir standen um die Mittagszeit an ihrem Lager: Schrammes, Sophie und ich — und ganz langsam und still setzte der Atem aus — kehrte wieder — um endlich zu erlöschen. Am 3. März 1941 um 12.30 entschlummerte sie.

Ich brach fast zusammen. Jetzt konnte ich meinem Schmerz freien Lauf lassen....

Sophie besorgte Blumen. Verklärt, in stillem Frieden lag die von uns Geschiedene da, von weißen Kallablüten eingehüllt....

Totenfeier

So war das Ende gekommen. In tiefem Schlummer hatte sie ein milder Tod vom bittren Weh erlöst und sie zum ewigen Frieden an Gott zurückgegeben.

Sie lag in der Grabkammer des Hospitals aufgebahrt, und an zwei Vormittagen saß ich in dem kalten Raum vor ihrer Bahre. Unverhänderten edlen Antlitzes lag sie, einem Marmorbild gleich, in feierlichem Ernst, verklärten Gesichts friedlich schlummernd, und ihr schönes Blondhaar, ohne eine Spur von Grau, leuchtete auf unter den einfallenden Sonnenstrahlen. Ich strich über ihre Hände — ein eisige Kälte herrschte im Raum — und mein Herz gefror zu Eis....

Am dritten Tag nach ihrem Ableben fand in der Halle des Hospitals vorm Sarg eine Trauerfeier statt. Alle Freunde und Bekannten aus Peking und Tientsin, darunter der Geschäftsträger Altenburg und andre Herren der Botschaft, waren anwesend. Pfarrer Lehmann pries in seiner Trauerandacht die Verewigte als eine gottbegnadete Frau, künstlerisch begabt für Dichtung, Malerei und Musik und sagte zum Schluß: "Sie war eine echte Christin. Voller Liebe und Hingebung hat sie stets denen beigestanden, die in der Not zu ihr kamen. Wären sie alle hier, denen sie Freundin gewesen ist und geholfen hat, es würden Hunderte sein, die mit uns um sie trauern und ihrer in Dankbarkeit gedächten".

Der Sarg war zugedeckt, aber noch nicht verschlossen. Ich wollte ihr ein Blümlein als Scheidegruß auf die letzte Wanderung mitgeben. Eine Krankenschwester wehrte ab, doch sah sie das Zucken in meinem Gesicht, und ich legte meiner liebsten Frau ein Sträußchen von Veilchen, Tulpen und Maiglöckchen auf die Brust....

Dr. Will begleitete mich in meine Wohnung und blieb bei mir. Schweigend aßen wir zusammen. Die so lange zurückgehaltenen Tränen rannen unaufhörlich. Als ich mich dafür entschuldigte, streichelte Will meine Hand: "Wein Dich nur aus" und tröstete mich als guter Freund so gut er es vermochte.

Am nächsten Tag begleiteten Wills und meine Schwägerin Martha den Sarg nach Tientsin zum Krematorium. Ich mußte

über eine Woche auf die Urne warten. Dann kam der Abschied von Peking am 20. März. Frau Sophie wollte wegen ihres leidenden Zustands noch einige Zeit im Hospital bleiben, Schrammes sollten sich bei mir in Japan ausruhn, den Sommer in Chuzenji miterleben und dann über Sibirien nach Haus fahren. Wir wanderten zu dritt zum Bahnhof, von Freunden und den Chinesen meiner Wohnung begleitet. Ich trug die in schwere weiße Seide gehüllte Urne in einem kleinen Koffer.

Drei Tage später landeten wir auf dem Bahnhof in Yokohama. Stummes Händeschütteln vieler Freunde, und schweigend und in tiefer Trauer von unsern Leuten empfangen, kehrte ich in das vereinsamte Haus zurück....

Am 26. März war die Trauerfeier in der amerikanischen Christ Church auf dem Bluff. Freunde hatten die Kirche mit Palmen und schönen Blumen feierlich geschmückt. Fast die ganze deutsche Gemeinde war anwesend. Die Urne stand vorm Altar, vom Kreuz und von Kerzen umgeben. Pfarrer Jäckel amtierte. Richard Kunze gab einen Lebensabriß der Verewigten und zitierte am Schluß das wehmütigernte Gedicht von ihr:

Nachtgebet

Die Blätter des Sakakibaumes rauschen;
Wie goldner Staub
Liegt Mondnachtzauber auf metallnem Laub.
Bewegt muß ich dem Blattgelispel lauschen.
Du heilger Baum, geweiht den stillen Toten,
Ein Zweig von Dir
Wird grüßend als Geleit zur Himmelstür
Von allen Freunden andachtsvoll entboten.
Was raunt Dein Leib, was winken Deine Zweige?
Bin bald ein Raub
Des Todes ich? Zerfällt mein Leib in Staub?
Ach, daß sich meine Stirn dann mutig neige.
Allmutter Liebe hat so viel der Gaben
Ins Herz gesät,
Ist reif die Frucht? Wenn Schnitter Tod nun mäht,
Nichts möchte ich an Freud vergessen haben.
Ach, geb der Freunde Zweig zu ewgen Fluren
Mir das Geleit!
Verweht mein Staub — doch heimgekehrt — befreit,
Unsterblich lebt der Geist auf Gottes Spuren!

Zweige des Sakakibaums lagen auf einem Tischchen bereit, damit die Freunde, dem Wunsch der Dichterin folgend, ihrem

“UNSTERBLICH DUFTEN DIE LINDEN”
(INA SEIDEL)

KARL VOGT

Feierlich, maessig langsam

ausdrucksvoll

steigend

p

Im Hauptzeitmass

p

Uns - sterb - lich duf - - - ten die

verhalten

pp

L. H. zart betont

ppp

Lin - - - - - den.

Sva - - - - -

p

Was bangst.... Du nur?

The first system consists of a vocal line on a treble clef staff and a piano accompaniment on a grand staff (treble and bass clefs). The vocal line begins with a piano (*p*) dynamic and features a melodic line with a dotted rhythm. The piano accompaniment includes a bass line with a dotted eighth note and a treble line with chords and moving lines. A dashed line with the number '8' is positioned below the piano part.

p

Du wirst ver-gehn und Dei-ner Füße Spur wird bald kein Au-ge mehr im

The second system continues the vocal and piano parts. The vocal line has a melodic line with various intervals and rests. The piano accompaniment features a complex texture with chords and moving lines in both hands.

breit

Stau-be fin-den. Doch blau- und leuch- - tend wird der

The third system includes a change in tempo and dynamics. The vocal line is marked *breit* (broadly) and features a long note. The piano accompaniment includes a section marked *pp* (pianissimo) and a section marked *p* (piano). The piano part includes a section labeled 'L. H.' (Left Hand) and a change in time signature from 5/4 to 6/4.

Som - mer stehn und wird mit seinem süs - sen A - tem - wehn ge -

lind die ar - me Men - schen brust - ent - bin - - - den.

Wo kommst Du her? wie lang bist Du noch,

ff *breit* *f* *p*
 hier? Was liegt an Dir?

Im Hauptzeitmass *p* *pp*
 Un - sterb - lich duf - ten die

verhallen *pp* *wie im Anfang* *pp*

pp
 Lin - den.

ppp *immer ruhiger werdend* *pppp*

Gedächtnis ein Zweiglein weihen möchten. — Prof. Junker trug auf der Violine ein Stück von Bach vor, von Kapellmeister Fellmer feinsinnig auf dem Klavier begleitet. Fräulein Ria von Hessert sang mit klangvoller Stimme aus den "Ernsten Gesängen" von Brahms das Ergreifende: "O, Tod, wie bitter bist du...." — Dr. Para widmete der Heimgegangenen mit klaren guten Worten einen Nachruf. Er sprach als Arzt und Freund von ihrem Lebensmut und der unvergleichlichen Tapferkeit, mit der sie ihr schweres Leiden getragen und von sich ferngehalten habe. Er schloß mit den Worten: "Unsre Trauer gehört der nun von uns Geschiedenen, unsre Teilnahme dem verwaisten Ehemann, der mit übermenschlicher Kraft ihr seinen Kummer verborgen hat und ihr bis zur letzten Stunde getreulich zur Seite stand.... Wir wollen der heimgegangenen Freundin ein treues Gedenken bewahren, bis wir einst selbst den Pfad wandeln, auf dem sie uns so tapfer vorangeschritten ist."

Die Feier schloß mit dem Vortrag des von mir komponierten Gedichts von Ina Seidel: "Unsterblich durften die Linden", das Fräulein von Hessert mit hohem künstlerischem Ausdruck, von Fellmer begleitet, sang und das mit zarten aufsteigenden Akkorden, wie ein Hauch von Lindenduft umspielt, in seligen Frieden ausklang:

Unsterblich duften die Linden —
Was bangst du nur?
Du wirst vergehn,
Und deiner Füße Spur
Wird bald kein Auge mehr im Staube finden.
Doch blau und leuchtend wird der Sommer stehn
Und wird mit seinem süßen Atemwehn
Gelind die arme Menschenbrust entbinden.
Wo kommst du her?
Wie lang bist du noch hier?
Was liegt an dir? —
Unsterblich duften die Linden. —

(Anlage 1 zu Seite 63)

Rede des Verteidigers Rechtsanwalt Dr. Vogt.

Der Angeklagte Herrmann ist der Begehung dreier verschiedener strafbarer Handlungen bezichtigt, der Bestechung des Kapitäns z.S. Sawasaki, der Bestechung des Kontreadmirals a.D. Iwasaki, sowie der Vernichtung von Beweisen, die in den Strafsachen gegen den Reuter-Korrespondenten Pooley und den Kontreadmiral Fujii von Bedeutung gewesen wären.

Die Fälle sind in dieser Reihenfolge in tatsächlicher und rechtlicher Beziehung zu untersuchen.

Der Fall Sawasaki.

Nach dem inzwischen rechtskräftig gewordenen Urteil des Kriegsgerichts in der Sawasaki-Sache ist für den vorliegenden Fall als erwiesen anzunehmen, daß Sawasaki durch Yoshida aus der Kommission, die Yoshida von Siemens-Schuckert für Vermittlung der Lieferung der drahtlosen Station von Funabashi bezogen hatte, eine Summe von Yen 11 500.— als Geschenk erhalten hat. Hier handelt sich's darum, wie weit der Angeklagte Herrmann an dieser Bestechungssache beteiligt ist. Die Anklage behauptet, daß Herrmann den Yoshida diesen Betrag an den Kapitän Sawasaki habe zahlen lassen. Die Ergebnisse der Verhandlungen und der Beweisaufnahme, die ich im folgenden kurz zusammenfassen werde, haben klar erwiesen, daß der Angeklagte Herrmann an der Tat Yoshidas nicht im geringsten beteiligt gewesen ist, insbesondere werden meine Ausführungen folgende Tatsachen klarlegen:

1) Die Firma Siemens-Schuckert hatte mit Yoshida seit dem Jahre 1906, als Herrmann noch keine leitende Stellung in der Firma innehatte, einen Agenturvertrag, nach welchem Yoshida gegen eine feste Provision die Vermittlung von Geschäften der Firma mit der Kaiserlich-Japanischen Marine übernahm.

2) Die nach diesem Vertrag an Yoshida zu zahlende Provision war im Verhältnis zu den Entwicklungsmöglichkeiten, die das Geschäft der Firma mit der Marine bot, mäßig. Yoshida hat in 8jähriger Agententätigkeit nicht so viel daraus verdient, um ein nennenswertes Vermögen zu erwerben.

3) Der Angeklagte Herrmann hat, nachdem er Direktor der Firma geworden war, weder die Pflicht noch die Möglichkeit gehabt, die Verwendung der Kommission durch Yoshida zu

kontrollieren oder zu beeinflussen.

4) Herrmann war an dem Abschluß des Funabashi-Vertrages völlig unbeteiligt; sein Siegel ist von dritter Hand unter den Vertrag gesetzt worden. Er hat Sawasaki überhaupt garnicht gekannt und hat daher mit dem ganzen Bestechungsvorgang nichts zu tun.

Wenn wir nunmehr zunächst die Stellung Yoshidas zur Firma und zum vorliegenden Straffall betrachten, so muß Folgendes festgestellt werden:

Yoshida war seit dem Jahre 1896 als Angestellter bei der Firma tätig. Im Jahre 1904 trat er aus und eröffnete ein eigenes Geschäft. Im Jahre 1906 vereinbarte er mit der Firma ein Agentur-Verhältnis für die Lieferungen an die Kaiserlich-Japanische Marine. Es wurde damals eine Kommission von 1% plus 5% vereinbart und diese dem Yoshida für alle bis in die neueste Zeit getätigten Geschäfte ausbezahlt. Die Höhe der Kommission hat zunächst den Argwohn des Untersuchungsbeamten erregt, daß Yoshida den größten Teil derselben mit Wissen der Firma zur Bestechung von Beamten benutzen sollte. Die Kommission erscheint aber groß lediglich im Verhältnis zu einem so ungewöhnlich großen Objekt, wie die Lieferung der Funabashi-Station für die Firma war. Eine derartig große Lieferung hat die Firma für die Marine bis dahin noch nie gehabt, sie war eine absolute Ausnahme. Innerhalb der letzten 10 Jahre sind mit der Kaiserlichen Marine insgesamt knapp 2 Millionen Yen umgesetzt worden, so daß Yoshidas Kommission in den 8 Jahren, wo er mit Siemens-Schuckert selbständig arbeitete, durchschnittlich nicht mehr als Yen 10 000.— bis 12 000.— jährlich ausgemacht hat. Dieser Verdienst ist aber für Yoshida kein Reingewinn gewesen, vielmehr hatte Yoshida sein eigenes Geschäft, die Yoshida Gomei Kaisha, mit eigenen Büroangestellten, mit entsprechenden Geschäftskosten, die er davon zu bestreiten hatte. Die Kommission, die er als Agent für Siemens-Schuckert erhielt, mußte ihm ferner alle sonstigen Spesen seiner Gesamttätigkeit vergüten und sollte noch einen entsprechenden Gewinn übrig lassen. Ein Welthaus wie Siemens-Schuckert braucht Vertreter, die in der Lage sind, mit den führenden Handels-, Industrie- und Regierungskreisen des Landes persönliche Fühlung zu halten, zu repräsentieren, anständig aufzutreten und auf sozial gleichem Fuß Verkehr zu pflegen, was, wie ja bekannt, in Japan recht kostspielig ist. Für diese besonderen Unkosten, die ihm seine Stellung als Vertreter

der Firma auferlegte, für das Überall-dabei-sein, für das Gelegenheiten-finden zur Anknüpfung von Geschäften sollte diese Kommission dienen. Es muß besonders betont werden, daß Yoshida kein Sixum erhielt, nur eine ganz bescheidene Minimaleinnahme von Yen 150.— pro Monat war ihm zugesichert worden, was beweist, daß bei Abschluß des Vertrags an phantastische Gewinnmöglichkeiten nicht gedacht wurde. Wenn man bedenkt, daß Yoshida nunmehr beinahe 18 Jahre bei der Firma war, daß er sich eine besondere Vertrauensstellung erworben hatte, so erscheinen die kontrahierten Sätze sogar als recht bescheiden. Hätte Yoshida im Laufe der Jahre mit den vereinbarten 5% wirklich große Summen als Provision erhalten, so würde er wohl einen ansehnlichen Teil der Einnahmen für sich selbst zurückgestellt und ein großes Vermögen hinterlassen haben. Yoshida hat aber, obgleich er nicht ausschweifend, vielmehr bescheiden und ohne besondere kostspielige Liebhabereien lebte, nachweislich nur etwa Yen 20 000.— hinterlassen, ein Vermögen, das kaum genügen dürfte, um seine Hinterbliebenen vor Not zu schützen.

Der Gerichtshof scheint ferner aus dem Umstand Verdacht geschöpft zu haben, daß die Kommission aus der Grundkommission von 1% und einer Extrakommission von 5% bestand, was dem Gericht die Annahme nahegelegt hat, daß das eine Prozent den Gewinn des Vermittlers darstellte, während die 5% die für unlautere Zwecke bestimmten Summen ausmachen sollen. Die Firma Siemens-Schuckert mit ihren Zweigunternehmungen ist eine Weltfirma, die in allen Ländern der Welt Geschäfte macht und ein gesamt-arbeitendes Kapital von rund 625 Millionen Mark besitzt. Ihre Geschäfte machten in Japan kaum ein Prozent des Umsatzes aus; eine Firma von diesem Umfange dürfte es nicht nötig haben, durch strafbare Mittel Geschäftsverbindungen zu suchen, durch die nur ein winziger Bruchteil ihres Umsatzes erzielt werden kann. Wenn die japanische Tochterfirma des Haupthauses im Falle Yoshida eine Kommission von 1% plus 5% versprach, so geschah dies nach den Gepflogenheiten der Stammfirma, die das entscheidende Wort dabei hatte, aus dem Gesichtspunkt der organisatorischen Vereinheitlichung des Geschäfts in allen Weltteilen. Ein Prozent bedeutet die überall gewährte und bei Riesenabschlüssen in den Ländern, wo die Firma einen wirklich namhaften Gewinn macht und wo sie meist mit eigenem Personal direkten Verkehr mit den Abnehmern unterhält, ganz angemessene Provision für ihre Vertreter. Diese sind aber Angestellte der Firma, beziehen festes Gehalt und die

Firma trägt die sämtlichen sonstigen Geschäftsunkosten, Reise-, Telegramm, Repräsentations-Gebühren. In Japan aber, wo sie anders als in Europa ohne Heranziehung besonderer einheimischer Vermittler für ihr Geschäft garnicht arbeiten kann, war sie durch die ganzen Verhältnisse des Handels für fremde Firmen gezwungen, größere Beträge darananzuwenden, und sie konnte dies im Geschäftsverkehr mit der Japanischen Marine wegen der verhältnismäßigen Kleinheit des Absatzes und der Geringfügigkeit der einzelnen Objekte auch ohne Bedenken bewilligen. Die sogenannte Extrakommission ist daher einerseits der lokale Zuschlag, der von der Stammfirma unter Berücksichtigung der speziellen Verhältnisse und Anforderungen des japanischen Geschäfts für Japan gewährt wurde, andererseits schließt sie ein persönliche Anerkennung und Belohnung der individuellen Dienste Yoshidas ein, der sich in seiner langen früheren Tätigkeit als Angestellter der Firma ein besonderes Vertrauen erworben hatte und daher, als er für die Firma in selbständiger Eigenschaft zurückengagiert wurde, auch entsprechend hohe Honoraransprüche stellen konnte. Kein praktischer Kaufmann, der diese Verhältnisse der Firma Siemens-Schuckert prüfte, würde unter den geschilderten Umständen in dem Yoshida gezahlten Kommissionssatz etwas Auffallendes oder gar Verdächtiges erblickt haben. Der Begriff der Extra-Kommission ist überdies jedem fremden Kaufmann, jedem Banto geläufig. Nur die Richter schienen darüber stolpern zu sollen.

Wie sich aus diesen Darlegungen ergibt, handelt es sich um einen gänzlich unbegründeten Verdacht, und es ist ein vollkommener Fehlschluß, die Höhe der Yoshida bewilligten Kommission als ein Zeichen einer unlauteren Absicht der Firma zu deuten, wofür es auch an jedem positiven Beweis fehlt.

Der Angeklagte Herrmann ist nun selbst erst im Jahre 1911 in den Vorstand der japanischen Aktiengesellschaft berufen worden und hatte erst seit dieser Zeit überhaupt mit dem Geschäft in Tokyo etwas zu tun. Bis dahin war er in der Hauptsache nur für das Geschäft in Osaka tätig gewesen. Er fand also den Kontrakt mit Yoshida vor, als er bereits seit 5 Jahren lief und hat ihn nicht etwa selbst abgeschlossen. Die Anklage hat diesen Umstand auch insofern berücksichtigt, als sie behauptet, daß Herrmann den verdächtigen Agenturvertrag mit Yoshida "fortgesetzt" habe. Es ist aber zu bedenken, daß Herrmann dieses Agenturverhältnis nicht etwa für sich selbst mit persönlicher Verantwortlichkeit fortgesetzt hat. Nicht er,

sondern die Firma, eine juristische Person, setzte den Kontrakt fort, und wenn auch bei Körperschaften immer nur die einzelnen Vertreter die Verantwortung tragen müssen, so gilt doch der Satz, daß sie nur dann strafrechtlich belangt werden können, soweit sie selbsthandelnd aufgetreten sind. Welche einzelne Handlung kann nun dem Angeklagten Herrmann vorgeworfen werden, in der irgend eine strafbare persönliche Beziehung zu der Kommissionszahlung an Yoshida und zu dessen in dem einen einzigen Falle nachgewiesener Benutzung seiner Kommission zur Geschenkabgabe an Sawasaki gefunden werden könnte?

Als Herrmann sein Amt als Direktor antrat, übernahm er die Oberleitung einer damals an 5 verschiedenen Plätzen in Japan arbeitenden Firma und damit die Aufsicht über nicht weniger als etwa 300 Angestellte. Es hieße nun wirklich etwas ganz Unmögliches von dem Chef einer solchen Firma erwarten, wenn man ihm zumuten wollte, daß er die Verträge mit dem Personal oder den Agenten persönlich hätte nachprüfen sollen. Yoshida war für ihn außerdem der altbewährte Geschäftsfreund der Firma, der ihr fast ebenso lange wie er selbst Dienste geleistet hatte, der, wie er wußte, gute Beziehungen mit leitenden Geschäfts- und Regierungskreisen unterhielt und deswegen selbstverständlich seinen Leistungen und Aufgaben gemäß an den für die Firma vermittelten Geschäften anständig verdienen mußte. Selbst wenn er sich dafür wirklich interessiert hätte, würde er garnicht auf die Idee verfallen sein, daß der Verdienst Yoshidas etwa zu hoch sei oder gar, daß jemand darin etwas Unlauteres wittern könnte. Auch die schuldige Rücksichtnahme auf den verdienten Vertrauensmann der Firma hätte es ihm als dem neuen Chef geboten, diesem nicht die seit Jahren für seine Tätigkeit zufallenden Profite zu schmälern. Ebenso wenig hatte Herrmann die Möglichkeit oder gar Pflicht, danach zu forschen, was Yoshida mit der verdienten Kommission tat. Als selbständiger Kaufmann, der außer seiner Agentur für Siemens-Schuckert noch mancherlei Geschäfte betrieb, war dieser selbstverständlich ganz unabhängig in seinen Finanzmaßnahmen von dem Chef von Siemens-Schuckert und hätte es sich wohl sehr verbeten, wenn dieser ihm auf die Finger hätte sehen und kontrollieren wollen, wie er seine Einnahmen verwendete. Yoshida war ein freier Kaufmann und nicht Angestellter der Firma. Im Verlauf seiner Amtszeit als Direktor vernahm Herrmann von keinem einzigen Fall einer unrechtmäßigen Benutzung, die Yoshida mit seiner Kommission gemacht hätte, indem er etwa

diesen oder jenen Beamten mit Geldzuwendungen versah. Tatsächlich hat Yoshida die Kommission als wohlverdiente Bezahlung behandelt und wohlweislich für sich behalten.

Selbst wenn dieser aber seinen Verdienst regelmäßig zu unlauteren Zuwendungen an Beamte benutzt hätte, würde Herrmann als der Chef der großen Firma schwerlich in der Lage gewesen sein, Yoshidas Tun zu beaufsichtigen und Kenntnis davon zu erlangen. Denn an der Spitze eines solchen umfangreichen Unternehmens stehend, konnte er sich nicht um die Einzelheiten des Betriebes kümmern und die Tätigkeit solcher zumal noch ganz von ihm unabhängiger Persönlichkeiten kontrollieren. Er hatte die Oberleitung, die geschäftliche Dispositionierung im allgemeinen, aber nicht eine Spitzeltätigkeit zu verrichten. — Auch kann man wohl dem Angeklagten so viel Klugheit und Geschick zutrauen, daß er sich nicht ohne dringende Notwendigkeit in die Privatangelegenheiten eines andern eindrängt und damit womöglich ganz unnötigerweise zu einem strafbaren Mitwisser unlauterer Machenschaften wird.

Wie wenig er mit den Details der Geschäftsführung zu tun hatte, zeigt nun ganz besonders deutlich der der Anklage zu Grunde gelegte Fall der Funabashi-Lieferung. Aus der Beweisaufnahme ist einwandfrei erwiesen, daß Herrmann an den Verhandlungen wegen Lieferung der drahtlosen Telegraphieanlage sowie an dem Abschluß des Vertrages mit der Japanischen Marine keinen Anteil genommen hat. Yoshida hatte das Geschäft vermittelt, und die Verhandlungen, die dann zwischen der Marine und der Firma eingeleitet wurden, spielten sich vollkommen ohne Herrmanns persönliche Teilnahme ab. Er ist bei der Beratung nicht dabei gewesen und hat in keiner Beziehung eine Entscheidung über die zu vereinbarenden Lieferungsbedingungen gehabt. Herrmann hielt sich überhaupt meist in Osaka auf, wo von früher her sein gewöhnlicher Wohnsitz war. Er war daher besonders zur Zeit des Abschlusses nicht einmal persönlich in Tokyo, dem Ort des Kontraktschlusses, anwesend. Es ist nachgesehen und kann, wenn nötig, bewiesen werden, daß er in der Zeit vom 28. Juni bis 9. Juli in Osaka weilte. Der Vertrag ist am 3. Juli gezeichnet worden.

Daß Herrmann also persönlich gar keinen Konnex mit der Funabashi-Lieferung hatte, ist in diesem Falle ganz besonders leicht verständlich, weil er aus eigenem Wissen garnicht in der Lage war, ein solches Geschäft abzuschließen. Bekanntlich ist die Elektrotechnik in zwei scharf von einander getrennte Ge-

biete, das der Starkstrom- und der Schwachstromelektrizität geteilt. Herrmann war nun von Hause aus nur in der Starkstromtechnik ausgebildet, während die Telefunkanlage Spezialisten des Schwachstromgebiets verlangt. Die Firma wurde deswegen in ihrer Eigenschaft als Agentin der Telefunken-Gesellschaft zu Berlin, für die sie die Lieferung besorgte, bei dem Kontrakt der Sache gemäß lediglich von dem Vorsteher der Schwachstromabteilung in Tokyo vertreten. Alles, was demungeachtet die Vernehmung Herrmanns in dieser Hinsicht über Einzelheiten dieser Lieferung aus ihm herauszuhören versucht hat, ist deswegen für die ihm selbst zur Last gelegte Tat vollkommen gleichgültig und darf nicht berücksichtigt werden. Denn was er dem Gericht darüber hat mitteilen können, hat er völlig als ein dritter Unbeteiligter von andern Beamten der Gesellschaft bei Gelegenheit erfahren, er ist gegenüber diesem Kontrakt mit der Marine und allen damit zusammenhängenden Vorgängen nichts als ein "Tentis de auditu". Der Kontrakt ist ohne seine Mitwirkung und ohne sein Zutun zustande gekommen.

Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß sich unter dem Original sein Siegel befindet als das des obersten Leiters der Siemens-Werke in Japan. Das Siegel ist dem hiesigen Landesgebrauch gemäß und dank der herrschenden Neigung, bei wichtigeren Geschäften gern den Namen des obersten Hauptes der kontrahierenden Partei zu sehen, von dritter Hand während seiner Abwesenheit auf das Vertragsdokument gedrückt worden. Mag das Erscheinen seines Namen als Direktor eine volle zivilrechtliche Bedeutung haben, für die Frage der Strafbarkeit eines Tuns des Siegelträgers kann der Abdruck des Siegels bei der häufigen Anwendung durch Dritte garnichts besagen und nichts beweisen. Wollte das Gericht etwa hieraus ein Argument für Teilnahmehandlungen Herrmanns an dem Kontrakt und der damit in Zusammenhang stehenden Tat Yoshidas ziehen, so mußte es in anderen gleich gearteten Fällen, die die Justiz außerdem zur Zeit beschäftigen, noch manchen anderen belangen, der z.B. einem ihm vorgelegten Scheck über eine zur Bestechung dienende Zahlung untersiegelt hat.

Für das Zustandebringen dieses Geschäfts hat nun Yoshida seine Kommission von der Firma erhalten, die ihm unmittelbar nach dem Abschluß des Kontrakts durch einen Scheck von der Tokyo-Firma ausgekehrt worden ist. Dieser Scheck ist nicht von Herrmann gezeichnet worden, sodaß man also auch nicht behaupten kann, er habe dem Yoshida die Mittel zu einer Be-

stechung Sawasakis verschafft. Diesen seinen Geschäftsgewinn hat Yoshida dann dazu benutzt, dem Kapitän z.S. Sawasaki eine Zuwendung von zuerst Yen 7,000.—, im Laufe des nächsten halben Jahres von weiteren Yen 4,500.— zu machen. Sawasaki hatte die vorbereitenden Verhandlungen mit Yoshida und später mit der Firma geführt, weswegen Yoshida wohl angenommen hat, daß er, wenn er auch nicht selbst das Geschäft abgeschlossen, doch wesentlich zum Zustandekommen der Lieferung beigetragen hat.

Daß Yoshida bei dieser Verwendung eines Teils seiner Kommission unabhängig von Herrmann und vollkommen eigenmächtig verfahren ist, beweisen die zeitlichen Verhältnisse der Sawasaki gemachten Zuwendungen. Yoshida hat nämlich, was meines Erachtens außerordentlich wichtig ist, die beiden letzten Zahlungen im Dezember und Januar geleistet, also unmittelbar nach den aufregenden Vorfällen der Richter- und Pooley-Affäre in der Firma Siemens, von denen er vielleicht nicht unterrichtet war. Daß Herrmann aber seinerseits direkt nach den furchterlichen Erlebnissen von Ende November Yoshida hierzu veranlaßt oder die Geldgeschenke an Sawasaki wissentlich hätte geschehen lassen, das scheint mir eine Annahme, der sich kein Verständiger hingeben kann.

Dieser Tatbestand ist nun als Anlaß genommen worden, um gegen Herrmann persönlich eine Anklage wegen Bestechung des Kapitäns Sawasaki zu erheben. Herrmann hat aber Sawasaki garnicht gekannt, er hat nie davon gehört, daß Sawasaki die ersten Verhandlungen mit der Yoshida- und der Schwachstromabteilung der Tokyo-Firma geführt hat, ja er hat seinen Namen überhaupt erst zum ersten Male aus dem Munde des Staatsanwalts bei dem Untersuchungsverfahren gehört.

Dies sind die tatsächlichen Vorgänge und Verhältnisse, die für den Fall in Betracht kommen, und wir haben uns nun zu fragen, inwieweit nach juristischen Grundsätzen eine strafbare Handlung Herrmanns darin gefunden werden kann. In dem Urteil, das das Kriegsgericht über Sawasaki gefällt hat, ist Yoshida als der Täter der aktiven Bestechungshandlung gekennzeichnet. Ob das nun richtig ist und das nachträgliche Geben von Geschenken an Beamte auf Seiten des Schenkers überhaupt eine strafbare Handlung begründet, das steht hier jetzt nicht zur Erörterung. Es sei nur beiläufig erwähnt, daß die herrschende Strafrechtslehre in der Bestechung die Verleitung eines Beamten zur Vornahme einer Handlung sieht. Die Handlung des

Beamten muß daher bei Entgegennahme der Zuwendung noch bevorstehen. — Wenn Yoshida der Täter war, so kann jedenfalls Herrmann nicht der Täter gewesen sein, es könnte auf Seiten Herrmanns nur Mittäterschaft, Anstiftung oder Beihilfe vorliegen.

Die Mittäterschaft setzt nach dem Strafrecht (Par. 60 des STRGB) eine gemeinschaftliche Ausübung der Tat voraus. Dies erfordert also ein gewolltes und bewußtes Zusammenwirken der beiden Täter zur Herbeiführung des strafbaren Erfolges. Nach dem oben gegebenen Tatbestand, der durch keinerlei Beweismittel widerlegt ist, hat Herrmann von der Tat Yoshidas gar keine Kenntnis gehabt. Die Anklage spricht nur in ganz allgemeiner Form von einem "Ausführenlassen der Bestechung des Sawasaki durch Yoshida".

Wenn sie damit gemeint hat, daß Herrmann deswegen, weil die Firma dem Yoshida eine Kommission zahlte, als der Direktor der Firma verantwortlich zu halten und als Mittäter anzusehen sei, so ist das ein großer Irrtum. Denn außer einem tatsächlichen Zusammenwirken der Täter bei der Ausführungshandlung der Bestechung, die garnicht in Rede stehen kann, wäre das Bewußtsein des Zusammenwirkens auf Seiten Herrmanns erforderlich. Herrmann hätte danach im vollen Einverständnis mit Yoshida in der direkten Absicht und mit Tätervorsatz handeln müssen, um den Sawasaki zum Opfer der gemeinsamen Bestechungsgelüste zu machen. Der bloße Hinweis darauf, daß Herrmann den Sawasaki nicht gekannt und nie von ihm gehört hat, macht die weitere Erörterung der Annahme einer etwaigen Mittäterschaft zwischen Herrmann und Yoshida im strafrechtlichen Sinne überflüssig (vergl. v. Liszt, Lehrbuch des Strafrechts 19. Auflage, Seite 226 g Frank, Kommentar des Strafgesetzbuchs, 10. Auflage, Seite 89 u.a.m.)

Ausgeschlossen ist ferner die Anschauung, daß Herrmann den Yoshida etwa zu der Tat angestiftet hätte und daher als Anstifter nach Par. 61 des Strafgesetzbuchs gleich einem Täter behandelt werden müßte. Denn dann müßte der Nachweis erbracht sein, daß er auf Yoshida vorsätzlich eingewirkt habe, um in diesem den Entschluß, Sawasaki zu beschenken, hervorzurufen. Yoshida war aber, wie gesagt, ein durchaus selbständiger Kaufmann, die über die Verwendung der ihm zukommenden Kommission völlig freie Hand hatte. Der Gedanke, daß der Angeklagte ihn zur Hingabe eines Teils seiner Kommission an Sawasaki veranlaßt habe, erscheint angesichts dieser Sachlage

als völlig absurd, und es ist jedenfalls auch nicht der Schein eines Beweises für die Vornahme einer Anstiftshandlung durch den Angeklagten erbracht.

Die tatsächlichen Feststellungen haben auch keine einzige Handlung Herrmanns zu Tage gefördert, die als eine Beihilfe im Sinne des Strafgesetzbuchs angesehen werden könnte. Denn der Gehilfe muß nach der Lehre des Strafrechts die wesentlichen Merkmale des strafbaren Tatbestandes kennen und den Vorsatz haben, die Ausführung einer bestimmten konkreten Tat des Täters durch seine Hilfeleistung zu unterstützen. Als Gehilfe hätte demnach Herrmann das Bewußtsein haben müssen, daß er dem Yoshida bei der Bestechung des Sawasaki Hilfe leistete. Der einzige Vorgang, der äußerlich betrachtet als eine Hilfeleistung ausgelegt werden könnte, nämlich die Auszahlung der Kommission, ist aber in diesem Falle auch nicht durch Herrmann erfolgt.

Was Yoshida tat, tat er demnach völlig auf eigene Faust, ohne Wissen und ohne Zutun des Angeklagten.

Wenn sonach die Anklage wegen Bestechung des Sawasaki sich als tatsächlich und rechtlich unhaltbar erweist, so muß man notwendigerweise zu dem Schluß kommen, daß die Anklage auf dem ganz allgemeinen Gesichtspunkt basiert, der Angeklagte habe als langjähriger, mit den Verhältnissen vertrauter Geschäftsmann eine allgemeine Kenntnis davon haben müssen, daß bei Geschäftsvermittlungen in Japan häufig Geschenke zum Zeichen der Erkenntlichkeit für die geleisteten Dienste gegeben werden, und daß er durch Zahlung einer erheblichen Kommission vielleicht diesem teils rechtlich unanfechtbaren, teils strafbaren Handlungen führenden Treiben Vorschub geleistet habe. Es wäre töricht, wenn die Verteidigung des Angeklagten bestreiten wollte, daß er der Kenntnis solcher Vorkommnisse ermangelt habe. Er hat darüber genau so viel gewußt, wie hier im großen Publikum allgemein bekannt ist. Aber ein derartiges allgemeines Kennen einer Unsitte begründet noch keine strafbare Handlung. Wollte der Gerichtshof dies annehmen, dann müßte ja die ganze Geschäftswelt Japans auf der Anklagebank erscheinen. Ein Strafrecht des Staats ist vielmehr immer erst dann erwirkt, wenn eine bestimmte konkrete Einzelhandlung vorliegt, die einen strafbaren Tatbestand darstellt, und eine solche ist, wie gezeigt, im Falle Herrmann nirgends aufzufinden.

Schließlich darf auch aus dem Umstand, daß der Angeklagte in dem noch näher zu behandelnden Falle Iwasaki selbst ein

Geschenk angeboten hat, nicht der Schluß gezogen werden, daß er deswegen Yoshida zur Bestechung Sawasaki behüflich gewesen sei. Wenn eine solche Handlung auch ein gewisses Mißtrauen in dieser Richtung erwecken könnte, so bringt sie doch keinen Beweis, der für die Strafbarkeit eines davon völlig verschiedenen Tatbestands genügen würde. Bei richtiger Anwendungen der Beweisgrundsätze können nicht Schlüsse aus Tatbestand einfach auf einen ganz anders gelagerten Fall übertragen werden.

Die Anklage stützt sich mangels irgendwelcher beweisbarer Handlungen auf Seiten Herrmanns auf reine Vermutungen und Gedanken, die sie in den Angeklagten hineingelegt, für die sie aber den Zusammenhang mit einem greifbaren Vorgang in der Außenwelt nirgends feststellen kann. Damit entfällt die erste und grundlegende Voraussetzung eines strafbaren Delikts.

Wir sind hiermit zum Schluß der Erörterung über die Sawasaki-Sache gelangt. Ich hebe noch einmal nachdrücklichst hervor, daß es der Anklage bei einer gründlichen Prüfung des vorliegenden Tatsachen- und Beweismaterials an allen Ecken und Enden an schlüssigen Beweistatsachen fehlt, um den Angeklagten der Bestechung Sawasakis für schuldig zu erklären. Vor einem unbeeirrten juristischen Auge hält die Anklage nicht stand. Der Angeklagte ist weder der Mittäterschaft, noch dem Teilnahme an dem Tun Yoshidas im Falle Sawasaki überführt.

Ich beantrage daher wegen dieses Punktes der Anklage Freisprechung des Angeklagten.

II. Fall Iwasaki.

Der Angeklagte H. ist ferner der aktiven Bestechung des Kontre-Admirals a.D. Iwasaki beschuldigt. Die Beweisaufnahme hat in diesem Falle im Gegensatz zu der Sawasaki-Sache klare Tatsachen ergeben. Der Angeklagte hat zugestanden, am 11. Januar 1912 dem Admiral Iwasaki zu einer Zeit, wo Yoshida in Deutschland weilte, eine Summe von Yen 600.— durch einen Angestellten Yoshidas, Seki, als Geschenk übersandt zu haben, das aber von diesem zurückgewiesen worden ist. Als Motiv für dieses Angebot bezeichnete H. in einem Begleitbrief eine Order auf einen bestimmten Scheinwerfer zum Preise von rund Yen 10,000.—, welche gerade zu der Zeit an die Londoner Firma von der Japanischen Marine direkt gelangt war. Die Bezugnahme auf diese Lieferung war jedoch nur ein Vorwand. In Wahrheit

hatte Iwasaki nicht das Geringste mit der Erteilung des Auftrags an die Londoner Siemens-Werke zu tun gehabt. H. benutzte diese Order nur zum willkommenen Anlaß, dem Iwasaki, der, wie er wußte, mit Yoshida gut bekannt war, eine Aufmerksamkeit zu erweisen, und zwar in der Absicht, für den abwesenden Yoshida vielleicht in dem pensionierten Admiral einen geeigneten Vermittler für Geschäfte der Firma mit der Marine zu gewinnen. Das ist der Grund, weswegen er auch in dem erwähnten Schreiben ausdrücklich von einer Kommission von 1% plus 5% sprach: Er wollte damit Iwasaki zu verstehen geben, wieviel Kommission die Firma zahlen würde, wenn er sich selbst bereit fände, eine Agententätigkeit für sie zu übernehmen.

Es besteht kein Anlaß, an diesen Angaben des Angeklagten irgendwie zu zweifeln. Denn daß Iwasaki, der seit dem Jahre 1909 außer Diensten war, auf die Erteilung von Orders für die Firma keinen amtlichen Einfluß haben konnte, ist klar. Iwasaki hat auch tatsächlich keine Kenntnis von den der Firma SS. von der Marine zugehenden Bestellungen gehabt. Nach der Beweisaufnahme hat der Angeklagte bei der Übersendung der Summe an Iwasaki in dem Bewußtsein gehandelt, daß dieser seit längeren Jahren pensionierter Offizier war, dem man wie jedem Privatmann gestrosten Mutes irgendein Präsent machen könne.

Für die juristische Prüfung dieses Falles in seiner Anwendung auf den Tatbestand des Par. 198 des STRGB ist diese Angabe von ausschlaggebender Bedeutung. Zum Tatbestand des Par. 198 ist erforderlich, daß der Täter einem Beamten Geschenke anbietet, verspricht oder gibt. Die Beamteneigenschaft auf Seiten des Empfängers ist daher unumgängliche Voraussetzung für die Strafbarkeit der Handlung. Wer Beamter ist, bestimmt das STRGB in eigener Vorschrift, indem es im Par. 7 sagt:

“In diesem Gesetz bedeutet der Ausdruck “Beamter” Staats- oder andere öffentliche Beamte, sowie Mitglieder von Körperschaften, Ausschüssen und anderen Amtsstellen, welche gemäß Gesetz oder Verordnung öffentliche Geschäfte wahrnehmen.”

Der Wortlaut des Gesetzes selbst gibt uns einen Anhalt zur Beurteilung der Frage, ob ein Offizier a.D. noch als Beamter gelten kann. Der Paragraph unterscheidet nämlich zwei Klassen von Beamten: die einen sind die Staats- oder andern öffentlichen Beamten, die andern sind die Mitglieder von Körperschaften etc.,

die nach Gesetz oder Verordnung öffentliche Geschäfte wahrnehmen. Die zweite Klasse erwirbt demnach den Beamtencharakter erst durch die Wahrnehmung öffentlicher Geschäfte und fällt unter den Begriff des Beamten nur, solange sie in Ausführung eines Amtes begriffen ist. Die Ausübung des Amtes ist daher der entscheidende Gesichtspunkt des Gesetzes für die Beamtenqualität; sie wird als Erfordernis für die gewöhnliche berufsmäßige Beamtenklasse nicht hervorgehoben, weil mit dem Begriff eines Staatsbeamten das Innehaben eines Amtes, dessen tatsächliche Ausübung, als selbstverständlich und unauflöslich verknüpft erscheint. Ein Beamter außer Dienst, der aufgehört hat, ein Amt zu haben und gar keine Gelegenheit mehr hat, irgend welche amtliche Funktionen auszuüben, kann daher nicht mehr als Beamter im Sinne des japanischen STRGB sein.

Diese Interpretation deckt sich im Ergebnis mit dem, was jederman bei einfachem Nachdenken als selbstverständlich empfindet. Wenn ein Beamter aus dem Amt ausgeschieden ist, kann er nicht mehr Subjekt oder Objekt eines Delikts sein, das nur von oder gegen Beamte verübt sein kann. Wie der aktive Offizier als wirklicher Staatsbeamter anzusehen ist, solange er im Dienst ist und der juristischen Beurteilung in dieser Hinsicht gar keine Probleme aufgibt, so können auch bei dem Offizier außer Dienst keine ernstlichen Zweifel daran entstehen, daß dieser nicht mehr Beamter ist; denn ohne die Amtsführung, ohne Pflichten und Rechte ist er nicht mehr Organ der Staatsgewalt und daher aus der Beamtenkategorie auszuschneiden. Übereinstimmend hat sich das deutsche Reichsgericht in wiederholten Urteilen geäußert, namentlich in einer Entscheidung vom 31. Jan. 1908, der die folgenden Sätze entnommen sind:

“Aus den Urteilsgründen ergibt sich, daß der Hauptmann W. zu der Zeit, wo er das Ehrenwort, dessen Bruch ihm vorgeworfen wird, gegeben haben soll, bereits pensioniert, wie es an anderer Stelle heißt, “auf sein Ansuchen mit Pension, Erlaubnis zum Tragen der Uniform und Zivilversorgungsberechtigung verabschiedet” war. Er war also, wenn er auch den Offiziersrang und Titel behalten hatte, zur in Frage stehenden Zeit nicht mehr im Dienste, nicht mehr Staatsdiener im weiteren Sinne, er bekleidete nicht mehr das “Amt” eines Offiziers.

Es ist nicht zu bestreiten und vom Reichsgericht wiederholt anerkannt worden, daß der Beruf eines Offiziers ein amtlicher und die Verletzung der Berufspflicht des Offiziers die Verletzung

einer Amtspflicht im Sinne des Par. 164 STRGB's ist.

Allein, da unter "Amtspflicht" nur die durch ein öffentliches Amt auferlegte Pflicht verstanden werden kann, so ist für die Annahme der Verletzung einer Amtspflicht naturgemäß Voraussetzung die Bekleidung eines solchen Amtes, durch welches der Betreffende zu einem bestimmten Verhalten verpflichtet ist.

Diese Voraussetzung trifft bei einem Beamten oder Offizier, der verabschiedet, außer Dienst ist, nicht zu. Auch der mit Pension oder der Erlaubnis zum Tragen der Uniform verabschiedete Offizier ist nicht mehr Beamter, Staatsdiener im weiteren Sinne, er bekleidet als solcher kein Amt, hat also auch keine Pflicht."

Die Verhältnisse Iwasakis liegen nicht anders als hier in dem Fall, den das deutsche Reichsgericht behandelt hat. Iwasaki wurde im Sept. 1908 zur Disposition gestellt, am 27. Aug. 1909 wurde ihm der Abschied erteilt. Er ist dann als pensionierter Offizier nach Analogie deutscher Gewohnheiten in einen Zivilberuf übergetreten und hat eine Stellung als Direktor der Uruga Dock Co. angenommen. Daneben soll er, nach dem, was H. in der fraglichen Zeit darüber wußte, für gewisse Versicherungsgesellschaften tätig gewesen sein.

Aus alledem folgt, daß Iwasaki zu der Zeit der beabsichtigten Zuwendung H.'s nicht mehr Beamter war. Die Beamten-eigenschaft muß aber zur Zeit der Tat vorliegen, wenn anders ein Beamtendelikt in Frage kommen soll; auch hierüber herrscht in der Wissenschaft kein Zweifel.

Der Staatsanwalt hat heute morgen behauptet, der Angeklagte sei strafbar, weil das Geschenk eine Erkenntlichkeit für die von Iwasaki während seiner Amtszeit erfahrenen Freundschaften gewesen sei, und sich zur Begründung seiner Ansicht auf deutsche Literatur berufen. Ich halte dies für ein Mißverständnis. Die deutsche Rechtsauffassung ist die von mir vertretene: sie findet sich nicht nur in der maßgebenden Literatur, sondern auch in der Rechtsprechung. Besonders das deutsche Reichsgerichtsurteil vom 17. Dezember 1902 hat ausgesprochen, daß die Beamtenqualität zur Zeit der Handlung bestehen muß.

Zu dem gleichen Ergebnis kommt man, wenn man sich Sinn und Zweck der Strafbarkeit der Bestechung überlegt: der Sinn des Gesetzes geht nämlich auf Verhütung einer Schädigung des Staatswohls, die dann erfolgen würde, wenn sich Beamte in der Ausübung ihrer Amtspflichten durch Geschenke beeinflussen lassen. Eine Zuwendung an einen pensionierten Offizier kann

aber keinen Einfluß mehr auf Entscheidungen haben, die die Staatsanwaltschaft in Erfüllung ihres Amtes trifft.

Sollte das Gericht aber gleichwohl zu einer gegenteiligen Auffassung von der Beamtenqualität Iwasakis gelangen, so würde dem Angeklagten doch wohl die Überzeugung zugute zu halten sein, in der er gehandelt hat, nämlich daß es ihm erlaubt sei, Iwasaki als Privatmann ein Geschenk zu machen. Er war mithin über ein wesentliches Merkmal der ihm zur Last gelegten Strafhandlung, nämlich die Beamteneigenschaft Iwasakis, nicht unterrichtet. Diese hätte H. kennen müssen, um mit dem strafbaren Vorsatz zu handeln. Der Irrtum H.'s über die Frage, ob Iwasaki Beamter sei oder nicht, müßte daher strafausschließend wirken und Freispruch zur Folge haben. Auch hierüber ist sich die Wissenschaft einig; bedeutende Strafrechtslehrer vertreten diese Ansichten. Das deutsche Reichsgericht weist ebenfalls eine Entscheidung auf, daß bei Beamtendelikten zum Vorsatz die Kenntnis gehört, daß ein Beamter vorhanden ist.

In den Vernehmungen der Voruntersuchung kehren außer Iwasaki noch die Namen der Admiräle Matsumoto und Murakami und noch anderer Offiziere wieder, die als Bekannte Yoshidas oder der Firma hingestellt werden. Es muß nun sehr auffallen, daß gerade diese, die als Freunde der Firma galten, von Herrmann niemals mit Zuwendungen bedacht worden sind. Dies beweist, daß, wenn dieses allein Iwasaki gegenüber geschehen ist, es nur durch die besonderen und persönlichen Umstände Iwasakis hervorgerufen sein kann, nämlich durch die bestimmte Vorstellung auf Seiten Herrmanns, daß Iwasaki nicht mehr Beamter sei. Andernfalls wäre es unverständlich, warum Herrmann sich nicht die so viel wichtigeren aktiven Admiräle Matsumoto und Murakami durch Geschenke verpflichtet hätte. Er wählte gerade Iwasaki, weil er diesen nicht für einen Beamten hielt.

Die Anklage H.'s wegen Bestechung im Falle Iwasaki ist, wie dargelegt, sachlich unbegründet, weil es an einem der wesentlichen Tatbestandsmerkmale des Par. 198, nämlich der Beamteneigenschaft Iwasakis, zur Zeit des von H. bewirkten Geschenkangebots, gefehlt hat.

Ich beantrage aus diesem Grunde Freisprechung des Angeklagten.

Am Schluß der Erörterung der beiden dem Angeklagten zur Last gelegten Bestechungsfälle kann ich mir nicht versagen, auf die Eigentümlichkeit des japanischen Strafrechts im Vergleich

zu dem Rechte anderer Nationen auf diesem Gebiete hinzuweisen. Das japanische Gesetz ist nämlich, verglichen mit den Bestimmungen anderer Gesetze, außerordentlich hart. Während die Gesetze fast aller Mächte die aktive Bestechung, d.h. das Geben der Beamtenbestechung, nur in dem schweren Fall, wo der Beamte dadurch zu pflichtwidriger Handlung verleitet wird, unter Strafe stellen, hat Japan den Geber jeder Zuwendung an einen Beamten mit schwerer Strafe bedroht. Das deutsche Rechtsempfinden hat wie das der meisten europäischen Staaten ein so weit gehendes Eingreifen der Justiz in das Privatleben stets deswegen abgelehnt, weil bloß bei einer Verleitung eines Beamten zu einem pflicht- und rechtswidrigen Tun das Verhalten des Privatmannes eine direkte Schädigung des Staats verursacht. Wenn aber ein Beamter Geschenke für eine an sich nicht pflichtwidrige Handlung annimmt, wie z.B. ein Eisenbahnbeamter ein Trinkgeld für eine Gefälligkeit, so hat zwar der Beamte dem für ihn geltenden Verbot der Geschenkkannahme zuwidergehandelt und ist zu bestrafen; der Geber des Geschenkes aber hat, wenn auch nicht korrekt, so doch jedenfalls nicht aus verwerflichen oder unsittlichen Motiven gehandelt. Betrachtet man die in Japan einem althergebrachten Brauch entsprechenden Geschenksitten, so wird man umso mehr vom rein menschlich-moralischen Standpunkt durchaus zu der Einsicht gelangen müssen, daß eine strenge Anwendung der erst seit dem Jahre 1908 durch das neue STRGB eingeführten Strafbarkeit der aktiven Bestechung zu einer Fülle von unerträglichen, moralisch nicht gerechtfertigten Bestrafungen führen würde. Es würde zu weit führen, wenn ich jetzt noch länger untersuchte, ob ein strenges Gesetz, das mit der Volksanschauung so offenbar in Widerspruch steht, wirklich den damit beabsichtigten volkserzieherischen Zweck erreichen wird. Für den vorliegenden Fall möchte ich aber darauf hinweisen, daß der deutsche Angeklagte H. in seinen Rechtsanschauungen und seinem Rechtswußtsein zweifellos nur die deutsche Überzeugung besitzen kann, die zwar nach dem Buchstaben des Gesetzes nicht berücksichtigt zu werden braucht, die aber immerhin für die Beurteilung der Denkweise des Angeklagten wohl in Betracht gezogen werden sollte.

III. Die Anklage wegen Vernichtung von Beweisen.

Wir wenden uns nun zu dem letzten Punkt der gegen Herrmann erhobenen Anklage, die auf Vernichtung von Beweisen in der Sache gegen Pooley und den Admiral Fujii lautet.

Der Angeklagte hat zugegeben, Geschäftspapiere seiner Firma, die er nach einer gegen ihn verübten Erpressung von dem Reuter-Korrespondenten Pooley gegen Zahlung von Yen 50,000 zurückerhalten hatte, vernichtet zu haben.

Die Anklage behauptet, daß er damit Beweisstücke in dem ungefähr 3 Monate später eröffneten Verfahren gegen Pooley und Fujii beseitigt und somit den Tatbestand des Par. 104 des Strafgesetzbuchs erfüllt habe. Diese Anklage hat in den Kreisen des ausländischen Publikums und auch der Juristen ganz besonderes Erstaunen erregt, da sich der gesunde Menschenverstand gegen eine derartige Strafverfolgung sträubt. Sollte das Rechtsbewußtsein mit der juristischen Auslegung in diesem Falle auseinandergehen?

Der fragliche Par. 104 besagt, daß derjenige zu bestrafen ist, der "einen Beweis vernichtet, der sich auf eine gegen eine andere Person gerichtete Strafsache bezieht". Nach den nackten Worten des Gesetzes muß also eine "Strafsache" vorliegen, wenn die Beweisvernichtung strafbar sein soll. Das Gesetz spricht nicht von der "Straftat", einem Fall, in dem ein Angeklagter vorhanden ist. Davon kann aber erst die Rede sein, wenn der Staatsanwalt oder die sonstigen Verfolgungsorgane ein Verfahren eingeleitet haben. Die Strafbestimmung sollte daher nur in Anwendung kommen, wo der Täter mit dem Vorsatz und dem Bewußtsein, Beweise, die in einem schwebenden Strafverfahren gegen einen andern von Wichtigkeit sind, beseitigt hat. Im vorliegenden Fall war aber die Angelegenheit für Herrmann nach dem Rückempfang der Papiere erledigt, und die Aufnahme durch den Staatsanwalt erfolgte erst viel später, mehrere Monate danach, und zwar ohne Zutun des Geschädigten, dem das Gesetz freilich ein Recht, zu entscheiden, ob die Sache vor den Staatsanwalt kommt, nicht zugesteht, der aber nach dem gemeinen Menschenverstand wohl der nächste dazu ist, zu bestimmen, ob er sich mit dem ihm angetanen Unrecht zufrieden geben will oder nicht. Denn gemeinhin ist kein Richter da, wo kein Kläger ist.

Sollte nun aber das Gericht die Ansicht vertreten, daß die Strafbarkeit nach Par. 104 auch schon dann begründet ist, wenn jemand Beweise für irgend ein Verbrechen eines andern beseitigt, gleichviel, ob zur Zeit dieses Vorgangs ein Strafverfahren gegen den andern anhängig ist oder nicht, so würde bei einer solchen Auffassung der Angeklagte trotzdem als nichtschuldig befunden werden müssen, weil ihm der Vorsatz zur Erfüllung einer solchen Strafhandlung, wie sie der Tatbestand des Par. 104 ver-

langt, fehlt. Der Vorsatz besteht in diesem Falle in dem Bewußtsein, daß die Vernichtung der betreffenden Objekte Beweismittel für die Überführung und richtige Ahndung der Straftaten eines andern betrifft. Dieses Bewußtsein bedeutet dann gleichzeitig, daß der Täter mit der Vorstellung handelt, durch die Vernichtung die Strafverfolgung eines andern zu erschweren oder zu hindern. Eine solche Vorstellung hat Herrmann keinesfalls gehabt und kann bei verständigem Überdenken der Sachlage auch nicht in ihn hineingelegt werden.

Denn es ist ganz offensichtlich, daß er die Vernichtung der Papiere, die ihm so viel Sorge und Schwierigkeiten verursacht hatten, nur vornahm, um sie vor einem erneuten Verlust und vor der erneuten Ausbeutung durch Dritte zu schützen. Das hat Herrmann bei den wiederholten Vernehmungen unterschiedslos erklärt. Er glaubte sich absolut im Recht, über seine eigenen Papiere nach Belieben verfügen zu dürfen. Überdies hat er sich bei Juristen Rat geholt, ob er etwa hierzu doch nicht befugt sei, und zwar mit Rücksicht auf das einzige damals eingeleitete Strafverfahren, von dem er Kenntnis hatte, nämlich das gegen Richter in Deutschland. Hierauf wurde ihm, wie ich aus eigener Wissenschaft bestätigen kann, der Bescheid, daß in dem deutschen Verfahren das zur Erpressung benutzte Mittel nur dann von Erheblichkeit sei, wenn der Täter leugnet und andere Mittel zur Überführung fehlen. Da dies nicht in Frage kommen konnte, hat er geglaubt, die Papiere unbedenklich verbrennen zu können. Er hat also dabei mit aller Umsicht gehandelt.

Daß von einem vorsätzlichen Handeln auf seiner Seite mit Bezug auf die Taten der ihm garnicht in den Sinn gekommenen Dritte nicht die Rede sein kann, läßt sich auch an dem folgenden Beispiele klar machen. Wenn jemand durch einen andern widerrechtlich eine Körperverletzung erfährt, so wird er sich wohl stets die schnelle Heilung der Wunde angelegen sein lassen; die Wunde bildet nun objektiv ein Beweismittel in der Strafsache gegen den Verletzer. Durch die Heilung wird das Beweismittel in der Strafsache gegen den Verletzer. Durch die Heilung wird wohl niemand auf den Gedanken verfallen, daß der Verletzte die Heilung betrieben habe, um den Täter der Strafe zu entziehen. In der gleichen Lage war Herrmann. Er hat die Papiere in dem wohlberechtigten Interesse der Firma Siemens zerstört, aber nicht im entferntesten daran gedacht, daß er damit einer Strafentziehung Pooleys oder, wie jetzt erst durch den Voruntersuchungsabschluß bekannt wird, auch gar noch Fujiis

Vorschub geleistet haben soll. Im Gegenteil, der Angeklagte hat nachweislich den Versuch gemacht, sich vor der Vernichtung durch Anrufen der japanischen Justiz gegen den angedrohten Mißbrauch der fraglichen Papiere zu schützen. Durch die Schwerfälligkeit der in Anspruch genommenen Organe ist jedoch dieser Wunsch vereitelt worden. Erst als die Behörden sich deutlich mit einer außergerichtlichen Erledigung der Sache zufrieden gegeben hatten und der Angeklagte daher die Aufnahme irgend eines Strafverfahrens in Japan als Folge dieser Angelegenheit nicht mehr erwarten konnte, hat er die Papiere zerstört. Unter diesen Umständen kann von einem strafbaren vorsätzlichen Handeln Herrmanns im Sinne des Par. 104 keine Rede sein.

Ich beantrage daher auch wegen dieser Anklage Freisprechung.

Ich komme hiermit zum Ende meiner Darlegungen.

Die Marine-Affäre, von der hier nur ein kleiner Ausschnitt hat abgehandelt werden müssen, ist zu einem Werkzeug von politischen Zwecken und Bestrebungen ausgenützt worden, und die vielen über sie ausgesprengten Gerüchte und Meldungen haben den tatsächlichen Sachverhalt in den Köpfen vieler entstellt und verdunkelt; und gerade der Fall Siemens, der wegen der Einmischung gefährlicher Erpresserelemente zum Ausgangspunkt der Affäre geworden ist und die öffentliche Aufmerksamkeit auf Angelegenheiten der Flotte gelenkt hat, hat auch Anlaß zu mancherlei allgemeinen Vermutungen und Verdächtigungen gegen die Person des Angeklagten gegeben, die sogar so weit gingen, daß die Anordnung einer Untersuchungshaft gegen ihn für notwendig befunden wurde. Der politische Hintergrund der Sache mag dies begreiflich erscheinen lassen. Der Staatsanwalt, dessen Pflicht es ist, einzuschreiten, mag in dem Eifer, begangene Straftaten zur Ahndung zu bringen, geneigt sein, solchen allgemeinen Indizien und Verdächtigungen Raum zu geben. Sie, meine Herren Richter, haben aber die Pflicht, alles auszuschalten, was nicht klar und erwiesen ist, und nur auf Grund des wirklich festgestellten Sachverhalts zu urteilen. Für den Richter kommen nur harte Tatsachen in Betracht. Die Phantasie darf wohl ergänzend in Tätigkeit treten und Schlüsse ziehen helfen, wo tatsächliche Vorgänge auf innere Zusammenhänge deuten; niemals aber darf sie allein herrschen und ohne feste Grundlage von nachweisbaren vorsätzlichen Handlungen des Angeklagten den Tatbestand ersetzen oder ihn erst hervorzaubern

wollen. Ich warne Sie deswegen insbesondere davor, Ihr Urteil nach allerhand Kombinationen und Vermutungen zu fällen, die manchmal zwar das Rechte treffen, aber ebenso oft auch schwer in die Irre gehen.

Die Bemühungen Ihres Volkes, die in der Einleitung einer größeren Anzahl von Strafverfahren in der Marine-Sache zum Ausdruck kommen, sich von gewissen Mißständen zu befreien, werden von jedem wohlgesinnten Ausländer anerkannt. Diese Bestrebungen dürfen aber nicht dazu führen, daß politische Tendenzen in den Gerichtssaal getragen werden und daß das Recht aus politischen Rücksichten die ihm gesteckten Grenzen verläßt. Durch das plötzliche Statuieren von Exempeln wird der hohe Sinn der Rechtspflege nicht gefördert, nur durch eine gleichmässige Rechtsprechung wird die Justiz ihrer volkerzieherischen Aufgabe gerecht.

Durchdrungen von der Schuldlosigkeit des Angeklagten habe ich es mir erspart, mildernde Umstände zu seinen Gunsten anzuführen, deren es eine große Menge gäbe, und die die Richter, wenn sie wollen, auch in diesem Vortrag finden können.

Ich appelliere aber nicht an Ihre Milde, sondern vertraue darauf, daß Sie dem Angeklagten Gerechtigkeit widerfahren lassen werden.

(Anlage 2 zu Seite 139)

Vertrag betreffend die Übergabe von Tsingtau

Par. 1

Die sämtlichen in der Festung Tsingtau und im Kiautchoubezirk befindlichen deutschen Armee- und Marinepersonen sowie Kriegsfreiwilligen und die zur Armee oder Marine gehörigen Beamten geraten in Kriegsgefangenschaft.

Par. 2

Die in der Festung Tsingtau und im Kiautchoubezirk befindlichen Batterien, Flaggen, Waffen, Munition, staatliche Gebäude, Pferde, den Verkehrszwecken dienende Gegenstände, die Werft, Wasserversorgungsanstalten sowie sämtliche anderen für militärische Zwecke dienende Materialien, Schriften, Vorräte an Proviant, staatliche Vermögen und deutsche Kriegsschiffe, andere Schiffe, sowie alle hierzu gehörigen Sachen werden in

ihrem gegenwärtigen Zustand und in ihrer gegenwärtigen Lage belassen und der japanischen Armee ausgeliefert.

Par. 3

Wenn deutsche Armee- oder andere in Tsingtau lebende Personen nach Beginn der Übergabeverhandlungen die in Par. 2 bezeichneten Sachen in dem zur Zeit des Beginns der Verhandlungen befindlichen Zustand zerstören und Handlungen zum Schaden der japanischen Armee vornehmen oder in anderer Weise den gegenwärtigen Zustand verändern, so wird die japanische Armee die Verhandlungen entweder einstellen oder den gegenwärtigen Vertrag aufheben und Handlungen nach eigenem Ermessen vornehmen.

Par. 4

Die deutschen Armee- und Marinepersonen sowie Kriegsfreiwilligen und die zur Armee und Marine gehörigen Beamten haben die Waffen zu strecken und mit dem Recht des Tragens der Uniform unter Mitnahme ihrer Privatsachen unter Führung ihrer Offiziere sich an den von der japanischen Armee bestimmten Ort zu begeben. Jedem Offizier wird die Mitnahme eines Burschen gestattet. Einzelheiten bezüglich des Verfahrens werden von der japanischen Armeekommission bestimmt.

Par. 5

Die in Tsingtau befindlichen deutschen Sanitätspersonen der Armee und Marine werden, soweit es die japanische Armee zur Pflege und Behandlung von Verwundeten und Kranken für notwendig erachtet, einstweilig übernommen, und haben unter dem Kommando der Sanitätsabteilung der japanischen Armee ihren Dienst zu verrichten.

Par. 6

Die Papiere, die sich beziehen auf den Aufenthalt und die Stellung der nicht zur Armee und Marine gehörigen Beamten und Zivilpersonen sowie auf die gewöhnlichen Verwaltungsgeschäfte, das Rechnungswesen, sind zu übergeben. Über Ausführung dieser Übernahme wird in einem besonderen Vertrag im einzelnen als Zusatz zu diesem Verträge Bestimmung getroffen.

Dieser Zusatz erlangt Gültigkeit gleichzeitig mit dem Hauptvertrag.

Par. 7

Der vorstehende Vertrag mit dem Zusatzvertrag findet Anwendung auch auf die in der Festung Tsingtau und im Kiautchoubezirk befindlichen österreichischen Armee- und Marineteile.

Par. 8

Der vorstehende Vertrag ist von den japanischen und deutschen Militärbevollmächtigten zu zeichnen und erlangt sofort mit der Zeichnung Gültigkeit.

Dieser Vertrag wird in zwei Exemplaren ausgefertigt und der japanischen und deutschen Armee je 1 Exemplar ausgehändigt.

Am 7. Tag des 11. Monats im 3. Jahre der Periode Taisho.
gez. SAXER, Kapitän zur See und Chef des Stabes....
Bevollmächtigter der japanischen Belagerungsarmee vor
Tsingtau
gez. Generalmajor YAMANASHI
Bevollmächtigter f.d. jap. Blockadeflotte vor Tsingtau
gez. Korv. Kpt. TABASHI

(Anlage 3 zu Seite 139)

ZUSATZVERTRAG

zu dem Vertrage betreffend die Übergabe von
Tsingtau

Par. 1

Zwecks Ausführung des Hauptvertrages werden zwischen der japanischen und deutschen Armee folgende Kommissionen eingesetzt:

1. Eine Militärkommission (kenntlich durch eine Armbinde von gelber Farbe), die zu erledigen hat die Übernahme der Forts, Flaggen, Pferde und im Verkehrswesen gebrauchten Gegenstände der Armeeausrüstungssachen, Munition, Materialien, Karten und Papiere.
2. Eine Marinekommission (kenntlich durch eine Armbinde von blauer Farbe), zur Erledigung der Übernahme der

- Kriegsschiffe und anderer Fahrzeuge unter Einschluß der im Meer schwimmenden Gegenstände.
3. Eine Kommission für die Intendantur (kenntlich durch eine Armbinde von hellgrüner Farbe), die zu erledigen hat die Übernahme der Furage und des Proviants und der staatlichen Materialien mit Ausnahme der Geschäfte, die der Militärkommission obliegen.
 4. Eine Kommission zur Entfernung gefährlicher Gegenstände (kenntlich durch eine Armbinde von karmesinroter Farbe), die zu erledigen hat die Entfernung der in der Festung Tsingtau zu Wasser und zu Lande befindlichen Minen sowie anderer gefährlicher Stoffe.
 5. Eine Kommission für die Gefangenen (kenntlich durch eine Armbinde von roter Farbe), die sich mit dem Gefangenenwesen zu beschäftigen hat.
 6. Eine Verwaltungskommission (kenntlich durch eine Armbinde von weißer Farbe), die zu erledigen hat die Übernahme der auf die Verwaltung und das Rechnungswesen des Kiautchoubezirks bezüglichen Akten.
 7. Eine Sanitätskommission (kenntlich durch eine Armbinde von irgend welcher Farbe), die sich mit der Pflege der in Tsingtau befindlichen Verwundeten und Kranken beschäftigt.

Par. 2

Die im vorstehenden Paragraphen erwähnten Kommissionen treten am 10. November, vormittags 10 Uhr, in der Bismarckkaserne zusammen.

Die deutschen Kommissionen legen vor die im nachstehenden bezeichneten Listen, Verzeichnisse und Karten und händigen sie der japanischen Kommission zur weiteren Bearbeitung und Ausführung aus:

1. Die deutsche Militärkommission: Verzeichnis über die in Tsingtau befindlichen Forts, Batterien und der im Par. 1, erster Absatz, erwähnten Gegenstände.
2. Die Marinekommission: Verzeichnisse der im Kiautchoubezirk befindlichen Kriegsschiffe und Handelsschiffe sowie Angabe der Lage der gesunkenen Schiffe.
3. Die deutsche Intendanturkommission: eine Karte über den staatlichen Grundbesitz und die staatlichen Gebäude. Ferner ein Verzeichnis der staatlichen Materialien und des gegenwärtig vorhandenen Proviants.
4. Die Kommission zur Entfernung gefährlicher Gegenstände: einer Skizze über die Lage der Land- und Wasserminen sowie anderer gefährlicher Gegenstände.
5. Die Kommission für die Gefangenen: ein Verzeichnis der Militär- und Marinegarnison von Tsingtau, der

Armee- und Marineoffiziere und Beamten ihrem Range und Namen nach, sowie eine Liste der Kriegsschiffe und ihrer Besatzung.

6. Die Verwaltungskommission: ein Verzeichnis der Zivilbeamten von Tsingtau, ihrem Range und Namen nach, und ein Verzeichnis der männlichen und weiblichen Bevölkerung, der Zivillisten der Bürger von Tsingtau, ihres Gewerbes und des Aufenthaltsortes.
7. Die Sanitätskommission: ein Verzeichnis der in den Lazaretten in Tsingtau befindlichen Armee- und Militärpersonen, ihrem Range nach, sowie der Lazarette, der gegenwärtigen Verwundeten und des Sanitätsmaterials.

Zum Zwecke der Übergabe der in Par. 2 des Hauptvertrages bezeichneten Gegenstände werden die hier befindlichen Offiziere, Unteroffiziere oder Soldaten sowie andere geeignete Persönlichkeiten oder zurückbleibende Personen mit der Ausführung gemäß Par. 1 betraut.

Par. 4

Die in Tsingtau befindlichen deutschen Armee- und Marinepersonen sowie Kriegsfreiwillige werden unter dem Befehl der japanischen Armee am 10. November, 3 Uhr nachmittags, sich am Südausgang vor Taitungschan zum Abmarsch versammeln und werden dort von der Kommission für die Gefangenen in Empfang genommen. Die Kriegsgefangenen müssen mit Proviant für 2 Tage versehen sein.

Par. 5

Die deutschen Militär- und Marinepersonen, Kriegsfreiwilligen und zur Armee oder Marine gehörigen Beamten, welche nach dem 8. November, 6 Uhr vormittags, noch Waffen tragen, oder diejenigen, die ohne krank oder verwundet zu sein, den Befehl zur Versammlung im vorstehenden Paragraphen bezeichneten Ort nicht nachkommen, werden eine entsprechende Behandlung durch die japanische Armee erfahren.

Par. 6

Die Gegenstände, die nach Par. 4 des Hauptvertrages mitgenommen werden dürfen, werden, soweit erforderlich, einer Besichtigung unterzogen.

Par. 7

Beamte, die nicht zur Armee oder Marine gehören, und

Bürger haben sich ruhig zu verhalten. Soweit jedoch die japanische Armee die Entfernung solcher Personen für notwendig erachtet, können solche Personen ausgewiesen werden. Wer auf Befehl der japanischen Armee oder aus eigenem Entschluß Tsingtau verlassen will, kann über sein Hab und Gut verfügen oder es mit sich nehmen. Tag und Weg seiner Abreise unterliegen der Bestimmung der japanischen Armee.

Für Familienangehörige oder Militärpersonen, Kriegsfreiwillige oder Beamten der Armee oder Marine, die abzureisen wünschen, wird die japanische Armee die geeigneten Verfügungen treffen.

Par. 8

Die deutsche Kommission, die im Zusatzvertrage Par. 1, Nr. 6, erwähnt ist, gibt der japanischen Kommission einen Überblick über den früheren und gegenwärtigen Aktenstand an und händigt ihr sämtliche hierauf bezüglichen Akten ein.

Par. 9

Die in Tsingtau befindlichen Kranken und verwundeten Militär- und Marinepersonen sowie das Sanitätspersonal und die vorhandenen japanischen Kriegsgefangenen werden am 10. November in ihren gegenwärtigen Quartieren der japanischen Kommission für Verwundete und Kranke übergeben.

Dieser Vertrag ist in zwei Exemplaren von den beiderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet am 7. Tage des 11. Monats im 3. Jahre der Periode Taisho.

gez. SAXER

Kapitän z. See und Chef des Stabes beim Gouvernement
Kiautchou und Bevollmächtigter
Bevollmächtigter der japanischen Belagerungsarmee vor
Tsingtau

gez. Generalmajor YAMANASHI

Bevollmächtigter für die japanische Blockadeflotte vor
Tsingtau

gez. Korvettenkapitän TABASHI

(Anlage 4 zu Seite 281)

Festrede

gehalten zur Einweihung des Klubs "Germania" Yokohama,

am 1.4.22

Wir sind heute hier versammelt, um gemeinsam die Weihe des neuen Hauses, unseres neuen Klubgebäudes, festlich zu begehen.

Durch mancherlei widrige Umstände war der Bau verzögert worden, von Händen jap. Bau- und Zimmerleute, die bekanntlich oft der Rast bedürfen, errichtet, ständig angefeuert von eifrigen Klubleitern, von künstlerischen Talenten ersten Ranges in seiner Innenausstattung ausgebaut: so steht das neue Haus des Klubs Germania halbwegs vollendet da und erschließt hiermit zum erstenmal seine Pforten wieder allen unseren Mitgliedern und Freunden zu einem frohen Beisammensein.

Dieser Augenblick ist wohl wert, besonders festlich begrüßt zu werden: denn er krönt eine vor aller Augen liegende Entwicklung von tiefer Bedeutung, er führt uns auf einen Gipfel, von dem aus der Blick wie von selbst rückwärts in die durchmessenen Gebiete, die Vergangenheit schweift, um sich dann nach vorn in die Gegenwart und die vor uns liegende Zukunft zu wenden.

Lassen Sie uns daher uns heute kurz dessen bewußt werden, was der Klub bislang gewesen ist. Der Klub Germania hat in der Vorkriegszeit in seinem damaligen etwa 50-jährigen Bestehen die ganze große Entwicklung Deutschlands miterlebt. Er war von den ersten Anfängen des deutschen Aufstiegs im Welthandel hier draußen die Heimstätte, in der sich die Deutschen zusammenfanden. Das alte Haus da unten in der Mitte der Stadt wurde immer mehr der feste Hort der hier tätigen Deutschen und damals auch ihrer verwandten Stammesgenossen. Die älteren von uns sind noch mit tausendfachen Erinnerungen mit der alten Zeit verknüpft. Noch leben die Geschichten der früheren Geschlechter, alte vergilbte Bilder von guten deutschen Gesichtern blicken uns an. Ihre Protokolle, nach denen sie sich ebenso schlecht und recht vertrugen, wie wir dies heute tun, reden zu uns: und der Klub wuchs mit den wundervollen Fortschritten der Heimat. Wir denken an die Zahl glücklicher froher Abende, die wir dort unten in der Stadt verlebten, wie der Becher kreiste, die Laune überschäumte, die Kegel donner-ten, ein friedlich-harmonisches Verhältnis uns mit den vielen ausländischen Freunden verband...bis im Jahre 1914 die deutsche Schicksalsstunde schlug und für unser aller Dasein hier draußen eine unerwartete Wendung brachte.

Wie kein Erleben auf dem ganzen Erdenrund, in Sonderheit kein deutsches Leben von dem furchtbaren Völkerringen un-

berührt geblieben ist, so ist auch unser Klub Germania schwer vom allgemeinen deutschen Geschick betroffen worden. Wir mußten ihn schließen, die verwandten deutschsprechenden Mitglieder kehrten uns den Rücken und schließlich mußten wir auch das alte liebe vertraute, freilich schon etwas angenagte Haus in das große deutsche Opferbecken legen. Blicken wir heute nach ihm aus, wir finden seine Spur nicht mehr: es ist im deutschen Zusammenbruch endgültig untergegangen und mit ihm eine ganze Welt: die Welt des leichtbeschwingten Frohsinns, der schwindelfreien Zuversicht auf unser Glück und unsere Kraft. Die ganzen Bedingungen unseres damaligen Seins, unsere Feste, sie haben den Sinn für uns verloren — weil ein neues Deutschland ganz anderer Art mit dem in seiner Tragweite kaum faßbaren Umschwung in der Heimat erstanden ist und jeder einzelne heute anders im Leben steht. Wir sind von der alten Zeit geistig, seelisch, politisch für immer getrennt. Die alten Jahre liegen für uns jenseits unüberbrückbarer Schluchten: kein Weg, kein Anschluß an das Alte, kein Zurück!

Vor uns breitet sich Neuland aus, und dahin wollen wir nun aus der Vergangenheit in dieser Feststunde unsere Blicke richten.

Ich sagte schon, niemand, auch kein einzelner kann, und wenn er es noch so gern wollte, sein Leben aus dem allgemeinen deutschen Schicksal herausdenken, viel weniger unser Klub Germania, der eine Ader des Deutschtums ist. Gerade deswegen aber haben wir in dem Bewußtsein, Glieder des großen deutschen Gemeinwesens zu sein, ein Recht, mit freudigem Stolz in dieser Stunde zu empfinden, daß wir nach all den Bitterkeiten unserer deutschen Erfahrungen heute wieder im eigenen Hause die Heimstätte unseres deutschen Klubs aufschlagen können und daß er trotz der Not der Zeiten ungleich schöner, festlicher und bequemer für unsere Zwecke ausgefallen ist, erfüllt uns mit berechtigter Genugtuung. Ich will nicht in Walhall-Überschwenglichkeiten des weiland Wotan bei Wagner im Rheingold verfallen und Ihnen vorsingen: "Vollendet der ewige Bau..." sonst möchte eine Prosanatur in die Feierlichkeit hausbackene Nüchternheit mischen.

Echtes deutsches Empfinden erwärmt sich, quillt und schafft ohne viel Aufhebens. Worte stehen uns nicht an — das Großsprechen ist ein Untugend alter Tage, die wir ablegen müssen. Aber im Innern sollen wir alle fühlen, daß die heutigen Stunden, die Weihe dieses Hauses ein Wirklichkeit gewordener Ausdruck

der unerschütterlichen kernhaften Festigkeit des Deutschtums sind, die uns den Mut geben, an die Zukunft zu glauben wie an uns selbst.

Viele Begriffe sind uns im Taumel der Leidenschaften, der qualvollen Zerrissenheit, der Nöte schwankend geworden. Das Wort VATERLAND gar, ohne das der einzelne doch nichts ist, ist manchen entfremdet. Wiewohl uns ein Volksstaat von nie dagewesenem freiheitlichem Ausbau gehört, stehen viele beiseite, haben im Drang der Berufsarbeit und in Verbitterung ob des Daseins Not fast noch weniger Neigung als früher, sich eine Meinung zu bilden und den Blick auf die Dinge des Gemeinwesens zu richten.

Darum entgeht es auch manchem, welche große Rolle das äußerlich geknechtete und geschmähte Deutschland noch immer im welthistorischen Turnier spielt. Der KAMPF UM DEUTSCHLAND hat die Welt in den Fugen gelockert und nicht endenwollende Kämpfe und Zuckungen in allen europäischen Ländern ausgelöst. Keine große Frage mehr, keine Erscheinung mehr in der Welt, die nicht letzten Endes in diesem auch jetzt noch nach dem Kriege mit anderen Mitteln fortgesetzten Kampfe wurzelt. Die deutsche Arbeit, die durchgeistigte deutsche Leistung war eine der wesentlichen Kriegsursachen: die Ahnungslosigkeit unseres deutschen Fanatismus der Arbeit, der nicht rechts noch links schaute, hat uns in den Krieg hineingleiten lassen und uns in das Unheil gestürzt. Dieselbe deutsche Arbeit ist heute in den Frohn- und Pfandbesitz der Gegner übergegangen und wird ihnen wie der Ring der Nibelungen zum Fluch. Denn die deutsche Arbeit ist eine Naturerscheinung. Eine Naturerscheinung kann man verständig lenken, aber nicht gewaltsam mißbrauchen, noch viel weniger bändigen oder vernichten so wenig wie man einen Vulkan zuschüttet.

Der Versuch hierzu erschüttert die Welt heute wie im Krieg. Dieses Zeitgefühl gegenüber unserer Stellung in der Welt, das ich nur mit einigen Worten andeuten kann, soll uns durchdringen und uns von aller Schwäche und Verzweiflungsanwandlung befreien, die ein Majestätsverbrechen am deutschen Volksgeist sind. Man drückte uns zu Boden: aber wie der Riese Antäus gewinnen wir immer neue Kräfte: die still schaffende, unheimliche, gesetzmäßig fortschreitende deutsche Arbeitskraft, und mit ihr werden wir, wenn sie verständig geleitet wird, uns wieder vom Boden erheben, wenn wir nur erst so wie hier im neuen

Hause auch ganz Deutschland unter ein leidlich eigenes Dach gebracht haben.

Mitten in schlimmen Zeiten hat einst Schiller die Worte gesprochen: "Darf der Deutsche in diesem Augenblick, wo er aus seinen tränenvollen Augen sieht, wie der Sieger sein Geschick bestimmt, darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen?"

Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl aufstreben in der Völker Reihen?

Ja — er darf's. Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren."

Und nun noch ein anderes Wort eines großen Mannes, des Schweizer Gelehrten Jakob Burckhardt aus dem vorigen Jahrhundert will ich erwähnen, der über die Unverwüstlichkeit unseres Stammes schreibt:

"Der deutsche Volksgeist wandelt in den Jahrhunderten durch gute und schlechte Pfade, durch blühende Gärten und wilde Einöden... jugendlich... unvertilgbar... eine Ewigkeit und die Gewähr einer Zukunft im Busen...."

Darauf wollen wir unsere feste Zuversicht setzen, daß eine neue, bessere Zukunft heraufzieht, eine lichtere Welt für uns Deutsche und durch Deutsche.

Dafür soll uns der heutige Tag im neuen Hause ein Ausdruck und eine Bürgschaft sein, daß wir, wie wir dieses Haus mit frohem Mut neu gebaut haben, so unerschüttert an die großen Aufgaben der Zeit gehen wollen und danach streben wollen:

durch Pflege echter Kameradschaft, Anerkennung der Persönlichkeit und Achtung jeder Meinung, im Verständnis für fremde Völker ein Vorbild des neuen Deutschlands zu sein.

Und so möge das Haus ein Wahrzeichen sein des wachsenden deutschen Gemeinschaftsgefühls, ein Wegbereiter einer neuen hellen Zukunft.